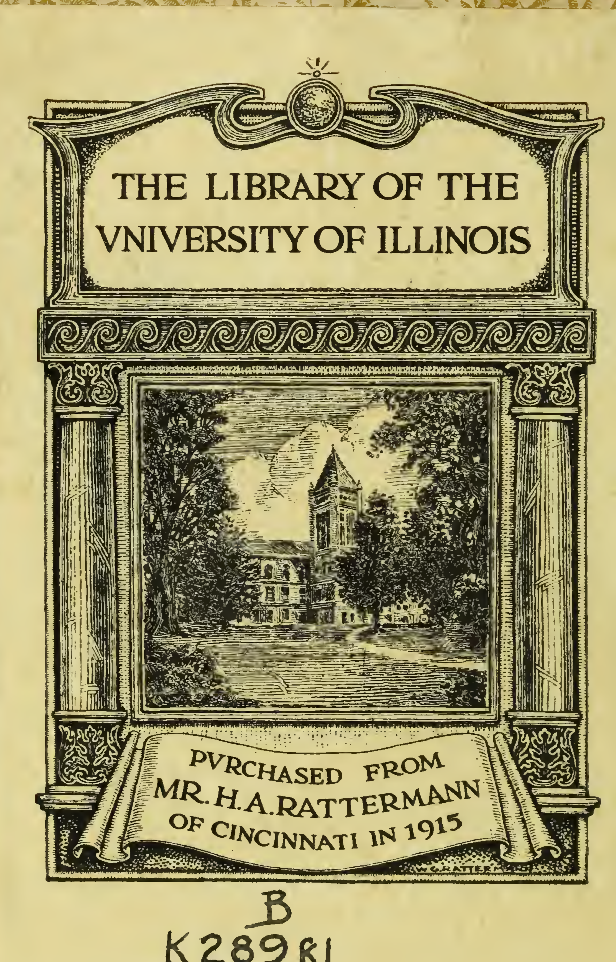
Zwischen Donau und Rhein

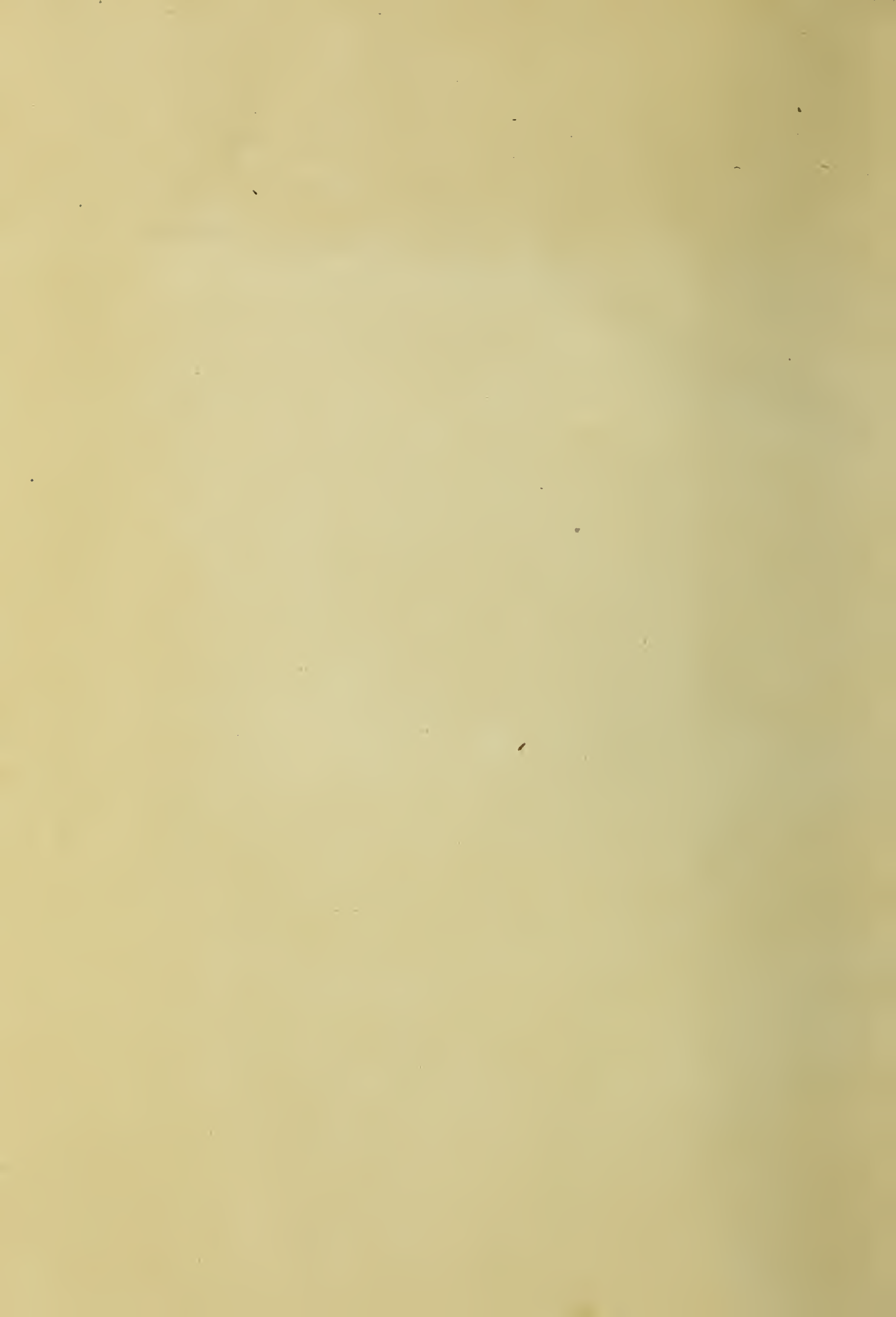
von

Joseph Keller

Indianapolis, Ind.
U. S. A.




THE LIBRARY OF THE
VNIVERSITY OF ILLINOIS
PVRCHASED FROM
MR. H. A. RATTERMANN
OF CINCINNATI IN 1915



Seinem hochverehrten Freunde
H. A. Rattermann,
dem Nestor deutschamerikanischer
Geschichtsforschung,
dem Dichter herrlicher Lieder
zugeeignet von
Joseph Keller
Indianapolis, im Spätherbst 1913.

Zwischen Donau und Rhein

Eine schlichte Schilderung heiterer und trüber Jugendjahre

erlebt in Dorf und Stadt.

Von

Joseph Keller.



Indianapolis, U. S. A.

im Spätjahr 1912.

Im Selbstverlage des Verfassers.

Für die Meinen.



Gedruckt bei Rosenthal & Kuebler, Evansville, Ind.

Alles Guten, Alles Schönen
Reiche, sel'ge Heimat du!
Fluch den Fremden, die dich höhnen
Fluch den Feinden deiner Ruh'.
Sei gegrüßt mit Herz und Hand
Deutschland du, mein Vaterland.

Hoffmann v. Fallersleben.

Vorwort.

Seit dreißig Jahren lebe ich in Amerika, ohne das Land meiner Geburt, an dem ich mit der letzten Faser meines Herzens heute noch hange, je wieder gesehen zu haben.

Weder aus Egoismus, noch aus kleinlicher Reklamesucht, sondern lediglich aus Liebe zu meinem Vaterlande und seinem Volke, und dem Verlangen, meiner treuen Lebensgefährtin einen Einblick in die Zeit meiner frühen Jugend zu bieten, und meinen Kindern Gelegenheit zu geben, flüchtig nach der Jugendstätte ihrer Eltern schauen zu können, um so in ihren Herzen die Anhänglichkeit zur alten Heimath frisch zu halten, will ich dieses unbedeutende Schriftlein zu Papier bringen.

Sollte es Irgendeinem, dem darin Erwägung getan wird, in die Hände kommen, oder sollte es hier oder drüben auf dem Randen, im Aitrachtale oder in der Baar, usw., auch nur wenige Leser finden, so wäre mein Wunsch erfüllt.

Der Verfasser.

Kinderjahre.

In Aulfingen, einem Dorfe im Aitrachtale, das sich von dem Städtchen Blumberg, nahe der Wasserscheide zwischen Rhein und Donau, bis zur Fabrikstadt Immendingen zwischen schönen Hügelreihen hinzieht, wurde ich am 6. Tage des Heumonats im Jahre 1859 als sehr schwächliches Knäblein, als letztes unter sieben Kindern, geboren.

So kränklich und so zimperlich soll ich gewesen sein, daß man mich für längere Zeit mit Fischtran füttern, und der Wärme halber in einer Höhlung des mächtigen Kachelofens betten mußte. Als ich alt genug war, verständlich denken zu können, nannten wir das Wirtshaus zum Löwen im „oberen Dorfe" unsere Heimat. Es war ein freundlicher zweistöckiger Bau mit massigen Riegelwänden, hohem Ziegeldach, und einem netten Gras- und Gemüsegarten hinter dem Hause.

Die Wirtsstube, sowie ein großes, durch eine Holzwand von dieser getrenntes Nebenzimmer, das bei Hochzeiten oder besonderen Anläßen als Speisesaal benützt wurde, der Tanzsaal, und unsere Schlafstuben befanden sich im zweiten Stocke; unten lagen die Gesindekammern, der geräumige Hausflur, Scheune, Stallung und Schopf. Hier erlebte ich in ländlicher Einfachheit und stiller Glückseligkeit meine ersten Kinderjahre, bis ich an Ostern 1865, mit Schiefertafel, Schwamm und Griffel ausgerüstet, zum ersten Male, schweren Herzens zur Schule wanderte.

Ich erinnere mich noch sehr wohl meines ersten Lehrers; er war ein stattlicher Mann mit dunklem Vollbart, und hieß Knirr; sein Vorgänger, ein Herr, Namens Billmeyer, schaukelte mich oft auf seinen Knieen, und trank sein Gläschen Schnaps dabei.

Besondere Ereignisse in unserem Haushalte habe ich von meiner frühesten Kindheit an nicht vergessen; so erinnere ich mich gerne der Zeit, wo von unserem Vater der Kauf einer der fürstlich fürstenbergischen Standesherrschaft gehörigen Mühle betrieben wurde. Nur ungern willigte meine Mutter in den

Ankauf jenes großen Betriebes, den ein sehr großer und dickleibiger Mann, den man im Orte „des Müllers Severin" hieß, in Pacht hatte. An Maria Lichtmeß 1864 wurde die Mühle gekauft. Es war dies ein nach unseren Begriffen sehr großes Haus mit riesigem Mauerwerk und mächtigem Gebälk, das auf zwei Seiten von Gärten und auf der Rückseite vom Mühlenbach und Wiesenland begrenzt war.

Das alte hölzerne Mühlenwerk mußte bald einer Betriebseinrichtuug neuester Konstruktion weichen. Mein Vater wollte von den starrköpfigen Bauern unabhängig sein und erbaute demgemäß nebst der Kunden-Mühle eine solche für den sogenannten Kunstmehlbetrieb.

Die Maschinenfabrik Rappenegger und Sohn in Hüfingen, die ich mir beide noch gut vorstellen kann, der alte, ein dünnes hageres Männchen mit ledernem Gesicht, der jüngere, ein kleiner und fester Bursche mit Victor Emanuels Bart, wurden mit der Ausführung betraut.

Wie freute ich mich jedesmal, wenn ich bei Tagesanbruch, entweder mit meinem Bruder Franz oder Julius, nach dem schönen Städtchen in der Baar fahren durfte, um dort, gewöhnlich mit zwei Pferden, eine Fuhre neuer Mahlgeräte oder Maschinenteile zu holen. Jedesmal kehrten wir da in einer Wirtschaft in der Nähe der Fabrik ein („Zur Legel") und das Stück Weißwurst, das als Mittagsbrod wir verzehrten, galt uns als ein seltener Leckerbissen. Beim Bahnbau Konstanz-Villingen, der um dieselbe Zeit ausgeführt wurde, und dessen Gelände wir jedesmal durchfahren mußten, sah ich die erste Lokomotive. — Als im Jahre 1866 der Krieg mit Oesterreich ausbrach, wurde natürlich dieses Ereigniß in unserer Wirtschaft, die mit der Mühle verbunden war, eifrig besprochen, und ich sehe meinen Vater heute noch, wie er besorgt und bekümmert war, bis er seine österreichischen Gulden in „Gutgeld" umgewechselt hatte.

Meiner Mutter Geburtsort hieß Schwaningen; derselbe liegt zwischen Bonndorf und Stühlingen in einem reizenden Tälchen, nahe der Wutach.

Wir hatten dortselbst noch weitläufige Verwandte, mit denen wir in sehr vertrautem Verkehr standen.

Ich erinnere mich gern des alten Herren Vetters; noch viel lieber aber gedenke ich seiner Frau, des Schwaninger Bäsle's, jener guten, alten, treuen Seele. Noch sehe ich sie vor mir, die kleine Gestalt, mit dem eingeschrumpften Keltengesichtchen und der stark vortretenden Höckernase, helfend und ratend, wo immer es nötig war. Ihr Besuch oben im Löwen, und später auch unten in der Mühle, waren immer Feiertage für unsere Familie. Ich sah sie und

ihren Mann zum erstenmale kurz ehe der Löwen verkauft wurde ; meinen Vetter Stadler traf ich leider nicht mehr, denn er starb bald nach diesem Besuche. Friede seiner Asche !

Wie gerne gehe ich heute noch im Geiste zurück in die Tage meiner Kindheit und zehre an den unschuldigen Freuden, und gedenke der glücklichen, der sorgenlosen Zeit im kleinen Bauerndorfe. Die Kindheit ist die Maienmorgendämmerung des Daseins, und die Jugend der Frühlingsonnenaufgang des langen Lebenstages, sagt der ungarische Dichter Saphir. Selig, dreimal selig ist der, sagt er uns, dessen Erinnerung sich das Gedächtniß an Kindheit und Jugend zurückgelegt hat als Notpfennig für die alten Tage, der die goldenen Schaumünzen, welche die tanzende Jugend auf seinen Weg gestreut hat, in der Erinnerung eingesammelt hat, um in späterer Zeit von den einzelnen Stücken ganze Jahre zu vergolden.

Es mögen wohl verschiedene Monate gewesen sein, daß wir den Löwen im Oberndorf, und die Mühle in der Breschenegg, wie man diesen Teil hieß, zusammen betrieben ; und da wir während dieser Zeit im Löwen wohnten, so mußten die Mahlzeiten für die Mühlburschen und Knechte in blechernen Geschirren, durch Riemen zusammengehalten, und ineinander passend, nach der Mühle getragen werden. — Dieses war beinahe jeden Mittag meine Aufgabe, und einer unserer Hunde war dabei mein steter Begleiter. Einmal nahm ich unseren großen braunen Schäferhund mit zur Mühle, in der einen Hand das Essen tragend, und in der anderen das Tier leitend.

Bevor wir die kleine Holzbrücke, die über den Mühlenkanal führt, erreichten, ging der Hund einer Katze nach, und da ich die umwickelte Rechte vom Seile nicht gleich loslösen konnte, so mußte ich, nolens volens, dem aufgeregten Tiere folgen, bis ich plötzlich stolperte, fiel, und die Geschirre sammt Inhalt auf die schmutzige Straße warf. Nebst Schürfungen an den Händen, zerrissenen Hosen und zerschundenen Knieen, hatte ich eine tiefe klaffende Wunde an der Stirne, deren Narbe man jahrelang sehen konnte.

Gegenüber vom Löwen, wohnten in einem typisch baaremer Bauernhause mit hoher Giebelwand, Bauersleute, die einen Buben meines Alters, und gleichen Namens hatten. Wir spielten sehr häufig zusammen, und wurden gute Kameraden. An dem Hause wurde z. B. ein Anbau errichtet, und Sand und Baumaterialien aller Gattungen waren im Hofe aufgeschichtet.

Tagtäglich traf man uns Buben am Sandhaufen beim Bauen usw. Es war an einem Samstag Abend in der Charwoche, als meine Mutter zur Auf=

erstehung nach der kleinen Kirche ging, und mich vom Sandhaufen weg zur Andacht nehmen wollte.

Ich bat sie unter Tränen, mich doch weiterspielen zu lassen; —es half,— ich durfte bleiben, und wir beide hämmerten und bauten ruhig weiter — der eine war der Meister, der andere — der Gehilfe, war ich; denn zu einem Meister hab' ich's im Leben nie gebracht.

Mein Kamerad hielt das Beil, ich das Brett, und es wurde lustig darauf los gezimmert. Auf einmal sprang das astige Holzstück entzwei, der Hieb traf aber nicht allein das Brett, sondern auch meine linke Hand, wobei mir die drei mittleren Finger zerhackt, und der eine derselben, der mittlere, sogar völlig durchschnitten wurde.

Ich legte die zerschnittene Linke in die untergelegte Rechte, und kam zu meinem Vater und unserem seelenguten Bäsle, der Mutter Schwester, dem Schutzgeist und Sonnenschein meiner Jugend, in Tränen gebadet nach Hause. Meine Mutter wurde eiligst aus der Kirche geholt, und die zerhackte und blutende Linke inzwischen in einen Eimer mit Wasser getaucht. Als sie zu Tode erschreckt kam, und die zerstümmelte Hand und das blutige Wasser erblickte, schrie sie laut auf, und ich, die Schmerzen vergessend, unterdrückte meine Tränen und sie tröstend, stammelte ich: „Muatter! Ihr müsset nit weine, ich mueß doch jetzt nit fechte;“ wir befanden uns ja im Zeichen der Kriege von 1864 und 1866. Der Schmied unseres Dorfes, der als Beistand für Mensch und Tier häufig gebraucht wurde, empfahl die Finger völlig abzuschneiden, doch mein Vater gab dieses nicht zu, und dafür sei ihm heute noch gedankt.

Ein Arzt aus dem eine Stunde entfernten Städtchen wurde herbeigeholt, die Finger wurden zusammengenäht und eingeschindelt, und ich habe sie heute zu aller Arbeit brauchbar, wenn auch teilweise steif an meiner Linken.

Todesangst jedoch stand ich jedesmal aus, wenn ich wöchentlich, von einer meiner Schwestern begleitet, zu dem Arzt gehen mußte, der mit Höllenstein die verletzte Hand behandelte, und wenn ich aufschrie vor Schmerz, mich mit rauhen Scheltworten abkanzelte.

Als nun unten in der Mühle der Neubau völlig im Gange war, und Dutzende von Arbeitern ihre fleißigen Hände rührten, welche Herrlichkeiten zeigten sich da überall dem neugierigen Kindessinne?

Vorerst das treibende Wasser im hölzernen Bette, der Abschuß desselben bei der großen Stellfalle nach der unten fließenden Aitrach, der kleine zur Bewässerung der Wiesen dienende Teich, wo wir so oft Mühlrädchen aus Hollun=

derstäben und Dachschindeln herstellten, hielten unsere Aufmerksamkeit beständig gefesselt.



mit der
Mühle
und dem
„Löwen“

Dort das große Schaufelrad, das ich heute noch plätschern höre; hier das Hämmern und Hobeln und Streichen der geschäftigen Hände; es waren Feierstunden für mich, eine neue Fundgrube für den sinnenden Geist, und frisches Futter für die erwachende Phantasie des Knaben.

Ich fühle mitunter, als ob ich heute noch den mir angenehmen Mehlgeruch verspüre, in der Spreu bei der Gerbmühle mich wälze, oder mit dem Aufzug vom vierten Stock nach unten sause. Du trautes Klappern der Mahlgänge, du rauschender Mühlenbach, wie manche heitere und glückliche Stunde habe ich euch zu verdanken!

Aus der Knabenzeit.

Mit dem 8. Jahre wurde ich Ministrant in der Dorfkirche; ein Verwandter unserer Familie, ein Neupriester und Sohn vom „Vierkarle", mit welchem wir jedoch nie auf besonders vertrautem Fuße standen, unterrichtete mich in den lateinischen Altargebeten.

Wie stolz waren wir, wenn wir am Frohnleichnamstage oder dem zehn Tage späteren „Herz-Jesu-Feste" mit dem glitzernden und rauschenden Schappelkranz auf dem Kopfe, dem weißen und roten Altarkleid, und dem goldbestickten Kragen, das Weihrauchfaß schwingen konnten! Man mag nun in religiösen Sachen denken oder fühlen wie man will, als ein urteilsfreier Mensch empfinde und fühle ich heute noch, daß im Kultus der katholischen Kirche, mit den sinnreichen Festen, die sie allerdings aus dem Heidentum geborgt hat, mit ihrem Glanz und ihrer Prachtentfaltung ein gewisses Etwas, ein Zauber liegt, der den Menschen fesselt, und der Eindrücke hinterläßt, die man durch das ganze Leben nicht vergißt. Die Kirche mit den vergoldeten Altären, mit Weihrauchduft und Kerzengeflimmer, mit den farbenprächtigen Gemälden und kostbaren Schreinen, dem kunstvollen Schnitzwerk und den reich bemalten Fenstern wird man lange in Erinnerung behalten. Wie innig freuten wir uns Knaben auf das Fest der Palmweihe, wo wir nach den Wäldern eilten, Tannenbäumchen fällten, und deren Kronen mit Seidenbändern, ausgeblasenen Eiern und Hollunderstäbchen schmückten, und diese an langen Stangen befestigt, triumphierend nach der Kirche tragen durften!

Wie unendlich froh und glücklich fühlten wir bei der Feier am Frohnleichnamstag, wo wir durch die mit Blumen bestreuten Straßen zogen, und mit Kling-Klang unter seidenem Baldachin, von Altar zu Altar pilgerten! O, ich höre jetzt noch das Hämmern und das Picken an den Straßen in aller Früh' am Festtagmorgen, wo Bursch' und Mädel, Alt und Jung, emsig bemüht sind, die Straßen und Altäre mit Maien und Blumen zu schmücken, während hoch oben vom Berge das Krachen der Böller und das Donnern der Katzenköpfe den hohen Festtag verkündeten.

Das ganze Dorf, Jung und Alt, sind an solchen Tagen beseelt von demselben freudseligen Gedanken; arm und reich nehmen in gleichem Maße teil am Freudenfeste.

Und am Nachmittag nach der Vesper, beim Schoppen, trifft sich Mann und Weib im Wirtshaus in heiterer, sittlicher, herzerfreuender Glückseligkeit.

O du zufriedene, glückliche Volksseele, mögest du keusch wie du bist, fortleben, unberührt vom Pesthauche angeheuchelter Sittlichkeit.

Aulfingen ist ein sehr alter Ort, und wie sein Name angibt, alemannischen Ursprunges. Alte Chroniken verzeichnen ihn als Auolvinca, und in seiner unmittelbaren Nachbarschaft fand man Ueberreste alter römischer Niederlassungen. Man glaubt, daß die alte Heerstraße der Römer, vom Bodensee zur Donau, ganz nahe hier durchführte, und daß römische Legionen von „Juliomagnus", dem heutigen „Schleitheim", durch das Tal der Wutach und der Aitrach, der Donau zu gezogen sind. Die Bewohner des Dorfes sind rein alemannischer Herkunft und wie alle Alemannen, zähe und starrköpfig, doch heiterer, mitunter ausgelassener Lebensart.

Das Dorf wird von der Hochebene der Baar, dem sogenannten Kapf und dem Längeberg auf der einen Seite, und einem Ausläufer des Randen auf der anderen Seite, begrenzt. Die f. f. Standesherrschaft, die hier ein Jagdschloß besitzt, ist Eigentümerin der besten Felder und der schönsten Waldungen und große Summen Mietgelder wandern alljährlich in die Kasse des fürstlichen Rentamtes. Großer Wohlstand herrscht demgemäß nicht im Orte, und man braucht sich schon deshalb nicht zu verwundern, daß auch ein Teil seiner Bewohner anno 1848 rebellierte ; unter diesen befand sich auch mein Vater. Unsere Mühle lag unmittelbar an der Aitrach ; die Wasserkraft wurde in einem besonderen Kanal dem Triebrade zugeführt. Im Erdgeschoß befand sich die große Stube mit dem riesigen Kachelofen, und der sich daran schließenden oberen, und unteren sogenannten Schiefer-Kunst. Wie oft haben wir zu viert, ja sogar zu fünft, auf dem großen Ofen geschlafen, und uns dort so wohl gefühlt in der molligen Wärme. Im zweiten Stock rechts vom Flur lagen der Tanzsaal und die zum Mühlenbetrieb gehörige Gerblaube, links vorn das Gastzimmer, und daneben das Schlafgemach der Eltern. Unmittelbar dahinter war die Mädchenkammer, und dann als letztes Gemach, eine große Stube, die uns Jungens als Behausung angewiesen war. Drei große Speicher dienten zur Aufnahme des Getreides, mit dem mein Vater nebenbei Handel betrieb. An der Westseite des Hauptgebäudes waren Stallung, Scheune und Schopf angebaut. Die untere geräumige Stube diente in den ersten Jahren auch als Wirtszimmer, da, wie ich schon erwähnte, die Gerechtsame des Wirtsbetriebes vom Löwen auf die Mühle übertragen wurde. Eine durch Kohlensäure betriebene Bierdruckpresse wurde mit bedeutendem Kosten-

aufwand, als erste im Aitrachtale eingerichtet, und zwar von einem gewissen Herrn Zepf, der in dem benachbarten Städtchen Geisingen eine Wirtschaft betrieb. Später entstand vorn am Gebäude, in dessen voller Länge, ein netter einstöckiger Anbau, der als Wirtsstube eingerichtet, und dessen Dach, beinahe flach, aus Cement hergestellt wurde. Ein Bautechniker, Namens Sohn, aus der benachbarten Fabrikortschaft Immendingen, beabsichtigte auf dem neuen Anbau, als eine Neuheit, einen Dachgarten herzustellen. Doch o weh, das Kunstdach war nicht wasserdicht, und mußte bald einer Schieferdeckung weichen.

Wie manche schöne Festlichkeit wurde in diesem netten, tagehellen Wirtszimmer mit seinen vielen Uhren und Bildern und den schönen marmorierten Holztischen abgehalten ! Doch nun zurück zu meinem Kinderhimmel.

Welche Fülle froher Lebenslust und glücklicher Zufriedenheit wohnt in der Seele des Kindes vom gemeinen Volke ; welch' schöne Poesie lebt in den einfachen, gesunden Kinderspielen, mit denen wir uns in der schönen Sommerszeit, und auch an kalten Wintertagen, Mädchen und Knaben zusammen, die Zeit vertrieben !

Wenn im Lenze die Natur sich neu zu beleben beginnt, wenn Alles Knospen und Blüten treibt, wenn überall es summt und zwitschert, wenn im nahen Wald an warmen Apriltagen der Kukuk schreit, und die Lerche über dem frisch gepflügten Ackerfelde hoch in der Luft ihren Triller singt, und unten im Gras die Wachtel schlägt, wenn die Meisen und die Finken ihre lustigen Liedlein ertönen lassen, dann zieht man hinaus mit hellem Jubel und pflückt die gelbe Primel, die Butterblumen und die blauen Osterglocken, und sucht Schneeglöckchen, Veilchen und Mattengeles auf Wiesen und im Walde, und beim ersten warmen Regen, mit einem rauhen Salzsack auf dem Rücken, eilten wir hinaus zum Hölzle oder zum Längewald und suchten Schnecken. Wenn die schöne Osterzeit mit ihren Freuden die Kinderherzen im Banne hält, die großen Buben zum Eierlesen eilen, oder vor den Fenstern der Jungfern die Eier erbetteln, ziehen die Kleinen schaarenweise am Ostersonntag nach dem Gottesdienst mit den mit Zwiebelschalen und mit Kaffeesatz gefärbten Eiern in die Wälder, um sie dort in den Ameisenhaufen zu verstecken, und dann in den schönsten Farben gesprenkelt, herauszunehmen.

Wenn dann der Saft in den Bäumen und Gesträuchern aufgeht, wir die Rinde von den Aesten schälen konnten, und umweht wurden von der frischen würzigen Waldluft, wie überglücklich fühlten wir dann, wenn wir mit Pfeifen,

Hörnern und Hupen, langen aus gewundener Rinde geformten Tubas, von den Bergen und den Wäldern musizierend in's stille Dorf zurückkehrten!

Du glückliche, zufriedene Jugendzeit im Bauerndorfe, wie schön bist du, und wie empfindsam sind die Kinder für die Pracht der Gottesnatur!

Wenn dann der „Heubet" kommt, und Jedermann im Dorfe eilet, hurtig schafft und springt; wenn lang vor dem Grauen des Tages der fleißige Mäder seine Sensen dengelt, und man vom Wiesengeländ das Wetzen hört, dann leidets auch den kleinen Schläfer nicht länger auf dem harten Laubsack, und hinaus marschiert er mit der Heugabel auf dem Buckel, mit Knecht und Magd in's Wiesental und zum Kleeacker, zum Schütteln und zum Wenden.

Und was für ein Spaß erst ist es dann beim Heustampfen in lustiger Gesellschaft unterm heißen Ziegeldach in der Scheune!

Von besonderen Knabenspielen erwähne ich das „Ball auf Eck", das Reiterballspiel, Brückenspringen und Spießrutenlaufen; wir spielten auch Räuber, führten Theaterstücke auf, die uns ein älterer Knabe, der spätere Lehrer Emil Schäufele verfaßte, marschierten als Soldaten mit hölzernem Schwert, Rindengurt und Rindenkappe ausgerüstet, nach den Weisen einer Mundharmonika oder einer Maultrommel, oder wir waren am Bach beim Fischen, und unter dem Teich beim Krebsen. In der Erntezeit fand man uns bei den Schnittern, denen wir in der Holzlegel das Wasser herbeischleppten, oder wir halfen beim Binden der Garben und beim Lesen der goldenen Aehren.

Im Herbst trieb man das Vieh auf die Weide, und wie prächtig schmeckten da die sauern Holzäpfel, die harten Holzbirnen und die Kartoffeln, die wir erlaubt und unerlaubt uns zu verschaffen wußten und im Felde brieten; im Winter dann gings mit selbstverfertigten Schlitten hinauf auf die Höhen, oder mit den langen Spießen zum Eislaufen auf den Bach, und dann, nach dem Feierabend in's Nachbarhaus zu „Hogarten", wo bei gedörrten Schlehen Geschichten erzählt, gespielt und gesungen wurde.

Weihnachten, die schöne, die goldene Zeit, wurde bei uns nicht in der sinnigen Weise begangen, wie man das Fest der Kinder heutzutage zu feiern gewohnt ist.

Wir Kinder wurden am Klausentag am 6. Dezember beschenkt; ein farbiges Griffelrohr, ein gelb oder rot angestrichenes Pfeifchen, ein Schreibheft, oder gar ein Blechtrompetchen, versetzten uns in helle Glückseligkeit. Zwei Wochen vor dem Klausentag bekamen wir sogenannte Bethölzchen, an denen wir tagtäglich unsere Vaterunser herleiern mußten.

Wie genügsam und zufrieden waren wir Kinder im Vergleich mit der

Jugend der heutigen Generation. Wie freudig schlug unser Herz, wenn wir am Neujahrsmorgen unserem Nachbar Happle, dem alten, und wohl reichsten Bauer im Dorfe, unsern Neujahrswunsch darbringen, und dafür einen Sechser in Empfang nehmen konnten; oder wenn wir am Dreikönigstage mit dem Stern an langer Stange singend von Haus zu Haus wanderten, um dort je mit einem Wecken oder Neujahrsring belohnt zu werden.

Mit Vorliebe spielt der Bauernjunge mit Schießpulver, das auch ich mir auf die verschiedenste Art zu verschaffen wußte; und wie häufig habe ich mir Haar und Finger verbrannt; aber dessen ungeachtet blieb eine Pistole, ein Lehmböller, eine Blechkanone oder eine Schlüsselbüchs uns ein Heiligtum. Habermarkt, das rote Johannisbrod, und Sauerampfer holten wir armvollweise auf den Wiesen, und verzehrten sie als Leckerbissen; und welchen Spaß giebt es, wenn man den Vogelnestern nachzieht, im Garten des Nachbars, oder auf dessen Feldern saure Aepfel holt, und halbreife Zwetschgen und grüne Zibbarten stiehlt!

Draußen im Längewald erkletterten wir mit Stegeeisen an den genagelten Schuhen die hohen Kirschbäume und taten uns gütlich an den süßen kleinen Waldkirschen, oder wir sammelten Erdbeersträuße, die wir immer stolz und jubelnd nach Hause trugen. Wir ergötzten uns auch an der schwarzen Brombeere, der süßen Himbeere und den kleinen rothen Steinbeerchen. Die saure schwarze Schlehe, die reife Hagebutte, und das das Wasser im Mund zusammenziehende Grünobst schmeckten uns gerade so gut, als der heutigen verwöhnten Jugend ihre Zuckersachen und Magenverderber; geschadet hat uns das saure Zeug höchst selten; gab's auf die bitteren Aepfel einmal Schmerzen im Unterleib, nun ja, dann rutschten wir auf dem Bauche mit dem Kopfe abwärts die große Treppe hinunter, und selten hat dieses Universalmittel seine Wirkung verfehlt.

Ich trank mit Vorliebe Bier, und manchen Schluck habe ich mir verstohlener Weise im Ausschank zu holen gewußt.

Auch Schlachtfest feierte man bei uns zu Hause; Herr Gott war das ein Spaß, wenn in den großen eisernen Kesseln auf dem eingemauerten Herd hier eine Blut-, dort eine Leberwurst platzte, und wir dann nach Herzenslust an der wohlschmeckenden Wurstsuppe uns satt essen durften.

Feierte man im Dorfe eine Hochzeit, so hatten wir Feiertag; die Schule wurde ja geschlossen, und wir sorgten für die Tannenbäumchen und den Grünstoff, der beim Eingang zu dem Wirtshaus zur Verzierung angebracht wurde.



Frauentracht in meiner Heimat.

Am frühen Morgen vor der Trauung treffen sich die nächsten Verwandten und die Gäste im Hause der Brauteltern zur sogenannten Morgensuppe; etliche Stunden nachher geht der Brautzug mit Blechmusik nach der Kirche, und dann, nach dem Gottesdienst und der Trauung, wird paarweise der Weg zum Wirtshause angetreten.

Nun erwarteten wir Jungens den Brautzug, demselben mit Stricken den Weg versperrend. Wie sinnvoll ist dieser Vorgang! Es soll damit dem jungen Paare zu bedenken gegeben werden, daß es auf seiner Wanderung durchs Leben Hindernissen aller Art begegnen wird.

Natürlich wurden die Hochzeitsgäste so lange aufgehalten, bis der Hochzeiter seine Silberlinge springen ließ.

Mit dem Weinglas in der Hand steht dann das junge Paar stundenlang an der Türe, jedem Gast den Willkommentrunk anbietend.

Nach sehr reichlichem Mahle, das bis in den späten Abend hineindauert, wird dann endlich Kehraus geblasen, und das Brautpaar nach Hause geleitet, wo ihm noch allerlei, mitunter derber Schabernack bereitet wird.

Wenn im Sommer, nach vollbrachter Tagesarbeit, die vom Morgengrauen bis zur tiefen Dämmerung reicht, auf den Holzbänken vor den Häusern Männlein und Weiblein sitzen, erklingt trotz Müdigkeit, trotz sechzehnstündiger Schaffenszeit aus voller Brust, des deutschen Volkes Lied, seine eigene Schöpfung.

Staunend lauschen dann die Kleinen dem Singen, den Erzählungen der Aelteren, und den derben Witzen der Jungmänner.

An Sonn- und Feiertagen, wenn der Abend hereingebrochen, und die Arbeit fertig ist in Küche und Stall, strömt das junge Volk in Schaaren hinaus vor's Dorf, zieht Arm in Arm die Landstraße auf und ab, singend und jubilierend in heller Freude und glücklicher Sorgenlosigkeit.

Der Bauer in Lederhose, langem Kittel, der rothen Weste mit den schweren Bleiknöpfen, den festen genagelten Schnürschuhen und den aus grobem Weißgarn gestrickten Wadenstrümpfen, der Pelzkappe mit der glänzenden Metalltrottel auf sammtenem Felde, die silberbeschlagene Pfeife im Mund, sitzt inzwischen im Löwen oder im Adler, beim so und so Vielten, und krakehlt und schimpft über die Schwarzen oder die Roten, zieht den Dorfpfarrer oder den Schullehrer durch die Hechel, hänselt seinen Nachbar, oder räsoniert über die Steuern, den Staat und die Standesherrschaft.

Ja, der Kampf der Schwarzen und der Roten, er ist meine erste und ernste Erinnerung jener unseligen Religionskämpfe am Ende der sechziger

Jahre, als das Dogma der Unfehlbarkeit von Papst Pius IX. die Leute in heller Aufregung hielt, und das auch im badischen Oberlande bis hinunter in's Klettgau zu heftigen Kämpfen ausartete, und die katholische Bürgerschaft in zwei Gruppen teilte; „in Römlinge oder Schwarze, und Altkatholiken oder Rote".

Meine mütterlichen Verwandten in Schwanigen standen mitten im Kampfe gegen das Dogma der Infallibilität, und bei ihnen war es, wo ich später einmal den hervorragenden Kanzelredner Obertimpfler traf, der soviel ich mich erinnern kann, als der ersten einer den Coelibat brach. In seiner Begleitung sah ich etliche Jahre später drunten in Stühlingen, jener Fundgrube alter römischer Mosaiken, den altkatholischen Bischof Reinkens von Köln.

Wenn im Naturvolke Leidenschaften zum Ausdruck kommen, so sind dieselben gewöhnlich härter, zäher und unversönlicher, als jene im Volke sogenannter höherer Kultur.

Es waren Kämpfe, die ganze Ortschaften, ganze Familien, ja sogar Mann und Weib entzweiten.

Noch heute erinnere ich mich der Notkirchen, die von der Minderheit je zu ihrer Gottesanbetung erbaut wurden, und die man gewöhnlich mit dem Worte „Notstall" bezeichnete.

In unserer Familie wurde über Religionssachen nie gesprochen oder verhandelt; doch soviel ich weiß, gehörte mein Vater zur Partei der Roten.

Es kam, Gott sei Dank, in unserem Orte zu keiner Trennung, wahrscheinlich, weil die Pfarrei keinen beständigen Seelsorger unterhielt, und die Bauern mehr um ihr leibliches, als ihr geistiges Wohl bekümmert waren. Die kleine Kirche verblieb als gemeinsamer Ort der Andacht, den Schwarzen und den Roten.

Meine Eltern waren gläubige Katholiken; besonders so meine Mutter und ihre Schwester, welch' letztere, so lange ich mich erinnern kann, in unserem Hause wohnte, und die sich mehr um uns Kinder kümmerte, als die Mutter selbst. Ein treueres, aufopfernderes Menschenherz kann es nicht mehr auf der Welt geben. Alles, was ein Mensch an Liebe und Hingebung in sich vereinigen kann, besaß sie; keine Arbeit war ihr zu schwer, kein Opfer zu groß, sie darbte, um uns Freude zu machen; nächtelang saß sie und strickte für uns mit ihren von schwerer Arbeit verkrüppelten Fingern; trotz gebrochener Glieder unterzog sie sich tagtäglich harter, schwerer Arbeit; ihr einziges Glück war, uns zu helfen, uns Freude zu machen, für uns zu schaffen, auch für

uns zu leiden. Wenn Jemand auf Erden sich den Himmel verdienen kann, so hat sie sich denselben sicherlich verschafft. Auch wir Jungens haben alle Ursache mit Saphir zu sagen: „Gesegnet sei der Mann, der die Tanten erfunden.“

Am Sonntag Abend, gewöhnlich zwischen Licht und Dunkel, mußte ich meine Mutter zu ihrer Abendandacht nach dem Kreuze unten am Ende unseres Kleefeldes begleiten, wo wir dann zusammen vor dem hölzernen Sinnbilde niederknieten, und ich mit ihr laut beten mußte. Es schien mir immer, als ob sie sich absichtlich ferne hielt von dem Umgange mit den Leuten im Dorfe; sie hatte für das Vergnügen und für den Verkehr mit den Nachbarn kein Bedürfniß.

Auch mußte ich mehrere Male mit ihr auf Wallfahrten gehen nach dem sogenannten Gnadental, und nach der Antonius Kapelle bei dem Dorfe „Kirchen“, für welchen Heiligen sie eine besondere Verehrung hatte.

Wie in jeder Mühle, wurden bei uns auch viele Schweine gezüchtet, die teils für unseren Gebrauch geschlachtet, teils verkauft wurden, und soll der hl. Antonius der Schutzheilige dieser schmackhaften Borstentiere sein. Sein hölzernes Standbild, mit einem dieser Tierchen an der Seite, war auf dem kleinen Altar des Kirchleins angebracht, und im Gegensatz zu einem anderen Heiligen gleichen Namens hießen die Leute diesen den „Sau Antoni“.

Der Weg nach dem Gnadental „bei Neidingen“, wo im Kloster Mariahof „die Gruft Derer“ von Fürstenberg sich befindet, führt über die „Länge“ durch herrliche Waldungen; wir beteten je bei den Stationen der vierzehn Nothelfer, deren Tafeln in gewissen Zwischenräumen jeweils an kräftigen Buchenstämmen angebracht waren.

Und als meine Mutter totkrank darniederlag, und sie die Schwere ihrer Krankheit empfand, bat sie meine Schwester Frieda und mich, in Begleitung einer Taglöhnerin, die schon seit Jahren bei uns arbeitete, die lange Theres, deren Gatte, ein kleines Männchen, Siebmacher war, für sie nach ihrem Lieblingsplätzchen, dem Gnadental zu pilgern, um dort für ihr Seelenheil oder ihre Genesung zu beten.

Blutenden Herzens zogen wir drei durch den einsamen Waldweg, und wohl selten sind Gebete inbrünstiger gegen den Himmel aufgestiegen, als die unsrigen auf jenem schweren einsamen Gange.

Zurückgekehrt, dankte sie uns mit zitternder Stimme, und ließ als besondere Gabe uns Honigschnitten geben.

Die vierzehn Nothelfer haben der Armen das Leben nicht erhalten; zwei

Tage später, nach einer bitter durchkämpften Sonntag Nacht, ist sie am frühen Morgen verschieden.

Drei lange Wochen lag sie an schwerer, schleichender Krankheit; ihr durch harte Arbeit und durch Entbehrung geschwächter Körper konnte dem tückischen Leiden nicht widerstehen. Im 54. Lebensjahre starb sie am 29. August 1870. Am Tage vorher, es war am Sonntag in der frühen Nachmittagsstunde, verlangte sie nach dem Bilde König Wilhelms von Preußen, der die deutschen Armee'n auf Frankreich's Fluren von Sieg zu Sieg führte. Sie war zu schwach sich selbst aufzurichten, und nachdem das durch unsere Hilfe geschehen, kniete ich mich hinter sie mit Kissen umgeben, so sie sich an mich lehnen konnte.

Wir reichten ihr das Rähmchen mit der Photographie des Preußenkönigs, und mit bewegter zitternder Stimme sagte sie, daß das Täfelchen mit einem Kranze umwunden werden solle.

Sie, die strenge süddeutsche Katholikin, am Vorabende ihres Todestages, verlangte die Bekränzung der Photographie König Wilhelms — eine brave Patriotin. — Dieser schöne Zug zeigte uns, welchen Anteil sie nahm an den großen Tagen jener Zeit, und den Heldengestalten des blutigen Krieges.

Am dritten Tage nach ihrem Hinscheiden haben wir sie drunten in jenem stillen Gottesacker an der Halde zur ewigen Ruhe gebettet. Sie, die Fremde, ist die einzige unserer Familie, die unter den Leuten, denen sie nie irgendwelche Sympathie entgegengebracht, die letzte Schlummerstätte finden mußte; ihre älteste Tochter und ihre Schwester ruhen oben im Friedhofe der Donaustadt, ihr Gatte, unser Vater, hat 41 Jahre später, ferne seiner Heimat, im Westen Amerika's sein stilles Grab gefunden.

Als ich auch einmal wieder, viele Jahre nach ihrem Todestage, im fernen Amerika ihrer gedachte, und in stiller Stund' meine Gedanken zurückwandern ließ zur lieben deutschen Heimat, da war es mir, als ob ich dort unsere Mühle, das Schulhaus, das Kirchlein und den Pfarrhof, die lieben Berge, die Wälder und den Mühlbach wiedersähe, als ob ich die lieben Gesichter vor mir hätte und mit den Gespielen meiner Jugend plauderte und scherzte; ich hörte das traute, mir so heimische Klappern der Mühlräder, ich durcheilte die alten bekannten Gassen wieder und wanderte abwärts durchs Wiesengelände über die „Breiteäcker", ich durchschritt das nahe Kirchhoftor, und stand gesenkten Hauptes am Grabe meiner Mutter; vor mir auf einfachem roten Sandstein las ich die Aufschrift: „Hier ruht Katharina Keller, geborene Wittmer". Tränenfeuchter Augen gedachte ich der Zeit, wo wir dort drüben an der Halde am Sonntag Abend zusammen vor dem Kreuze gekniet und gebetet haben,

und unwillkürlich griff ich nach Bleistift und Papier, Wort auf Wort folgte, Reim auf Reim, und Vers auf Vers, und vor mir stand, in gebundener Form geschrieben :

„Zum Todestag meiner Mutter“

In kühler Erde schlummerst du
Seit jahrelanger Zeit
Lieb' Mutter mein in süßer Ruh,
In stiller Einsamkeit.

Das Leben, dir ein hartes Loos
Von Arbeit schwer und Pein,
Nun ruh' dich aus im Erdenschoß
Du gute Mutter mein.

So oft denk' sehnend ich zurück
An jenen trauten Hort
Wo ich erlebt' der Kindheit Glück
Im stillen Vaterort.

Das Glück zu ruh'n am Mutterherz
War nicht gegönnt dem Armen
„Mutterlos“, welch' bitt'rer Schmerz
Der Tod hat kein Erbarmen.

Ihr Lieben in der Heimat fern
Ist's hart für euch beschieden,
Eilt hin zum Grab der Mutter gern'
Ihr findet dort den Frieden.

Soweit entfernt von Hause doch
Bin ich von All' den Meinen
Laß' Schicksal mich nur einmal noch
Am Grab' der Mutter weinen!

Viele, viele, lange und bange Jahre sind inzwischen im Kreislaufe der Zeiten vorübergezogen ; doch nie wieder sah ich das stille Dörfchen, jene. märchenumwobene Wiege meiner Kindheit, und den Zaubergarten meiner Jugendzeit oben im Schwarzwald, — nie wieder betrat ich den heiligen Boden mit dem Grabe meiner Mutter.

Wenn mitunter notwendige Besuche bei Verwandten oder Bekannten in anderen Ortschaften gemacht wurden, wohin wir gewöhnlich mit einer Chaise und einem unserer Schimmel fuhren, dann bereitete sie in ihrer Güte mir oftmals die große Freude, mich mitzunehmen.

Eines Tages im Frühsommer 1866, bei wunderschönem blauen Himmel, fuhren wir schon vor dem Morgendämmern von Hause weg nach dem sechs Stunden entfernten Schaffhausen in der Schweiz, um den Leuten, bei denen unser zweiter Bruder in Lehre war, sowie einem alten Geschäftsfreunde meines Vaters, „Herrn Habich", einen Besuch abzustatten.

Wir fuhren über die Höhen bei Thengen an der alten Amtstadt Blumenfeld vorüber, dann jäh' abwärts durch herrliche Wälder dem Rheine zu.

Wo in deutschen Gauen ist ein anderes Fleckchen, das an eigenartiger Schönheit dem Hegau ähnelt ?

Nicht umsonst singt der aus meiner frühesten Jugendzeit mir bekannte Hegau-Sänger „Stocker" aus Engen das schöne Scheffel'sche Lied :

„Der Hohenstoffel winkt's vertraut
Dem Hohenhewen zu,
In Wald und Feld erklingt es laut,
Mein Hegau, schön bist du !"

Zum erstenmale in meinem Leben, bei herrlichstem Morgensonnenschein sah' ich von den Höhen aus die Alpen erglühen, und als gar auf dem Rheine, nahe dem Schweizergebiet ein Bodenseedampfer sichtbar wurde, hatte meine Bewunderung schier keine Grenzen ; selbst der erste Eisenbahnzug, den ich auf der Strecke Singen-Thayingen zu sehen bekam, konnte mich aus der Freude an Dampfschiff und Rhein nicht herausbringen.

In Büslingen, beim Klopfer, einem befreundeten Gastwirt, machten wir Siesta, und gegen Mittag schon stellten wir im Adler in Schaffhausen ein. Frau Habich erzählte mir von der alten Feste „Unot" droben auf dem rebenbewachsenen nahen Berge, und dem silbernen Glöcklein im Turme, das einst in schwerer Stund' die Bürger zum Kampfe gerufen und dann von frecher Hand gestohlen wurde ; in späteren Jahren bin ich manchmal da oben gestanden, habe von den Zinnen und dem Turm hinabgesehen auf die langen alten Häuserreihen, und die altertümlichen Tore, auf den jungen, grünen, langsam hinziehenden Rhein, der eben beim Städtchen Stein den Untersee verlassen hat.

Zaghaft und schüchtern ging's zum Mittagessen bei der befreundeten Familie. Der Hausherr war eine kleine untersetzte Mannesgestalt mit lächeln-



Schaffhausen mit Unot

dem Munde, und einem sonderbaren ironischen Zug um denselben; seine Frau eine stolze, schöne Erscheinung, war die Liebenswürdigkeit und Güte selbst.

Zögernd und unbeholfen ließ ich mich an dem vornehm gedeckten Tisch nieder, und heute noch, nach mehr als vierzig Jahren, kann ich mich des Mahles gut erinnern.

Buchstabensuppe, junges Ziegenfleisch und süßer Nachtisch bildeten für mich die Hauptbestandteile.

Gegen Abend fuhren wir wieder der Heimat zu, und bevor wir zur Zollstation auf badischer Seite gelangten, stieg meine Mutter aus, und verbarg eine Partie Seidenstoffe und seidene Kappenbänder in ihren Unterkleidern, und die Zollbeamten hatten das Nachsehen.

Ein anderes Mal durfte ich mitfahren nach dem hoch oben in der Baar gelegenen Pfarrdorfe Eßlingen, wo ein Geistlicher, bei dem meine Mutter jahrelang als Haushälterin angestellt war, seines Amtes waltete.

Ich sehe ihn heute noch, den „Herrn", wie meine Eltern ihn nannten, im langen Talar, dem runden schwarzen Käppchen auf dem kahlen Haupte, mit freundlichem, herzlichen Lächeln in seinem Zimmer auf und abgehen.

Seine Köchin, eine starke, schon ältere Frau, ist mir ebenfalls noch, wenn auch nicht im besten Andenken. Sie murrte immer, und machte ein unfreundliches, griesgrämiges Gesicht, was zu der Freundlichkeit des "Herrn" gar sehr schlecht paßte. Nachmittags schalt sie mich, weil ich ein zu großes Stück Zucker in meine Schale mit Kaffee hatte fallen lassen.

Ich schlich mich von der sauren und geizigen Alten weg, und suchte drüben im Wirtshaus, wo wir eingestellt hatten, Zerstreuung. Im Hinterhause entdeckte ich eine Schnapsbrennerei, die sofort meine ganze Aufmerksamkeit fesseite. Mit aufgerissenen Augen betrachtete ich den Vorgang der Kartoffelschnaps-Destillation und kümmerte mich nicht um die Unruhe meiner Mutter, die mich überall ängstlich suchte. Endlich fand mich der Wirt, und nur der Güte und dem Zuspruch meiner Mutter hatte ich es zu verdanken, daß mein Vater mich nicht bei den Ohren nahm; übrigens eine Lieblingsbeschäftigung von ihm, wenn er in Zorn geriet; und es scheint mir fast, als ob die großen Ohren der Kellerschen Familie dieser seiner Liebhaberei die Ursache verdanken.

Auch durfte ich einmal mit nach Schwaningen zum Vetter Ludwig, der lieben alten Base und der jungen Tante.

Nie vergesse ich das herrliche Gelände des Jura-Ausläufers und die schaurigen Schluchten und Klüftungen im Wutachgebiete; dort unten tief am

Fuße der „Wanne“ liegt das idyllische Epfenhofen, und dort das alte, schon den Römern bekannte Dorf Fuetzen, das sie ''ad fauces'' nannten. Am linken Ufer des Feldbergkindes „Wutach“ erheben sich mächtige Felsgesteine mit spärlichem Wildwachs, und mutwillig und lustig hüpft die Wutach über Stein und Stein und schäumend stürzt sie von Fels zu Fels, bis sie bei Stühlingen in erweitertes Gelände eintritt, und droben vom Schlosse Hohenlupfen herab gegrüßt wird.

Nun wollen wir wieder von diesem Ausfluge zurückkehren und sehen, was an einfacher Unterhaltung in unserem Dorfe geboten wurde.

Seit meiner frühesten Kinderzeit hatte ich Freude und großes Interesse an bildlichen Darstellungen und Aufführungen; eine wandernde Theatertruppe, ein Zigeunerwagen, selbst ein Guckkastenmann, ein Karussel usw., erregten immer meine größte Aufmertsamkeit. In unserem kleinen Bauerndorfe waren etliche Familien, deren jüngere Glieder Lust und Liebe für das Schöne und Heitere im Leben zeigten. An den Fastnachtstagen gab es da immer besondere Vorstellungen, deren Inhalt entweder besondere Ereignisse, die während des Jahres vorkamen, oder die Hegau- und die Schwarzwaldsagen bildeten. Natürlich die Seele dieser Unternehmungen lebte in der Mühle; dort bekam der Gedanke Leben und Gestalt, und dort wurden alle Vorbereitungen getroffen — So wurde schon Ende der sechziger Jahre von Bürgern in den Ortschaften des Aitrachtales eine Bewegung für den Bau einer Bahn durchs Tal in's Leben gerufen, und da trotz aller Anstrengungen die Regierung nicht auf den Plan einging, so war dieses die Ursache eines schönen Fastnachtsspieles.

Mit einem riesigen Güllenfaß als Dampfkessel wurde auf einem flachen Wagengestell mit Anbau für Heizer und Führer eine Lokomotive hergestellt. Ein eiserner Ofen mit sehr langer Röhre, der mit Grünholz geheizt wurde, lieferte den nötigen Rauch, und ein Kuhhorn diente als Dampfpfeife. Lokomotive und die angehängten Passagierwagen wurden schwarz angestrichen und das Lattenwerk mit Tannenreis schön verziert. Phantastisch gekleidete Personen beiderlei Geschlechts bildeten die Fahrgäste und die Zugbeamten natürlich staken in vorschriftsmäßiger Uniform. Mit acht Pferden vorgespannt, bewegte sich das Ungetüm durch das Kirchtal der Nachbarstadt Geisingen zu, unterwegs an gewissen Stellen anhaltend, zur Aufnahme neuer Mitreisender. Daß natürlich auf diesem Zuge eine in schöner Laube hergerichtete Trinkgelegenheit riesigen Zuspruch fand, war dem Durst der Aulfinger zuzuschreiben.

In einem anderen Jahre führte man im Dorfe an Fastnacht die Räu-

bergeschichte „Rinaldo Rinaldini“ auf, wo abermals meine beiden Brüder die Leitung hatten. Meine Schwester Frieda kam krankheitshalber von ihrer Lehrstelle als Köchin um jene Zeit nach Hause; Zeichen und Symptome einer gefürchteten Krankheit verursachten in unserem Haushalt eine große Beunruhigung; doch der Faschinggeist stak in ihr; als Zigeunerin und Wahrsagerin hat sie sich an jenem Tage wieder gesund geschrieen.

Als Zigeunerjunge verkleidet, von Haus zu Haus bettelnd, war ich auch Teilnehmer jener Aufführung, und aus kräftigen Lungen, unter dem Leinendach eines Zigeunerwagens, erklang es heiter:

„In des Waldes düsteren Gründen,
In den Höhlen tief versteckt,
Ruh't der Räuber allerkühnster,
Bis ihn seine Rosa weckt.“

O, du sorgenlose Fastnachtszeit im stillen Kirchtal, die du für etliche Tage die Menschen all ihren Kummer vergessen ließest, möchtest du heute noch bestehen wie damals, schon der Kinder wegen, denen solche Tage immer ein sprudelnder Quell besonderer Freude waren.

Diese Faschings-Vorstellungen führten zu weiteren Schritten auf dem Gebiete theatralischer Kunst, und die Schaffung einer Liebhaber-Theatergesellschaft war die direkte Folge.

Bei uns in der Mühle wurde geprobt, oben im Tanzsaal wurde die Bühne hergerichtet.

Als erste Aufführung brachte man ein spanisches Ritterstück „Martinez, oder die besiegte Rachbegierde.“— Wohl nie in meinem Leben fühlte ich stolzer, als an jenem Sonntag Nachmittag, als ich im Sammtbarret mit wallender Feder, den Kniehosen und dem sammtnem Mantel über die Schulter hängend, auf den Brettern stand, die die Welt bedeuten.

Die Rolle eines Jesuitenpaters lag in den Händen meines ältesten Bruders Franz, der es sonst nie besonders genau nahm in religiösen Angelegenheiten; aber ich vergesse nicht, wie er im langen Jesuitenhabit, und den schwarzweißen Ordensläppchen am Halse, augenverdrehend und sehnsuchtsvoll nach dem Himmel seine Blicke wandern ließ. Ein anderes Stück „Zwei Freunde und ein Rock“, fanden bei dem großen Publikum, das auch von anderen Ortschaften herbeigeströmt kam, ebenfalls guten Anklang.

An den langen Winterabenden gab es bei uns Zerstreuung aller Art; die Mädels brachten ihre „Strickete“ oder saßen am surrenden Spinnrad und

die Buben machten Spiele, Kunststücke und turnerische Uebungen; auch Lied und Tanz erheiterten oft die Jungen und die Alten.

Auch der Kartenteufel, der beim alemannischen Bauer in hoher Gunst steht, ist bei uns zu Besuch gekommen, aber unser Einsatz bestand nicht aus Geld, sondern aus Nüssen, die wir gewöhnlich von der ältesten Schwester Marie, sechs „Hocken" für einen Kreuzer, kauften. (Ein Hocken zählt vier Nüsse.)

Wir hatten im Dorfe etliche originelle Menschenkinder, sowie mehrere, in der Tat besondere Charaktergestalten, die beinahe täglich bei uns in der Wirtschaft verkehrten, und unserer Familie nahe standen.

Im großen Ganzen aber waren wir, trotzdem mein Vater äußerst freigebig war, und Bauern und Taglöhnern jederzeit zu Hilfe stand, und immer bereit war, durch Einführung von Neuerungen auf den Gebieten der Industrie und der Landwirtschaft, das Dorf im ganzen Tal bekannt zu machen, nicht beliebt bei der Bevölkerung. Jener häßliche Zug im deutschen Charakter, die Eifersucht und die Gehässigkeit, hat sich auch hier nicht verläugnen lassen. Gerade Diejenigen, welche die meisten Wohltaten empfingen, gerade Jene, von denen man mit allem Anrecht ein aufrichtiges Entgegekommen erwarten durfte, sind die undankbarsten Gesellen gewesen. Undank und Niederträchtigkeit sind ja heute noch Trumpf im Spiele des Lebens, und Bauernart ist hierin nicht besser, als Herrenweise.

Ende der sechziger Jahre zog im Dorf ein neuer Lehrer ein, ein Mann in den mittleren Jahren, er kam, soviel ich mich erinnern kann, aus Wolfach, jener schönen Schwarzwaldstadt. Sein altes Mütterlein besorgte den kleinen Haushalt, und die beiden führten hier ein nettes glückliches Dasein, bis später im Schulhaus eine junge Frau als Herrin Einzug hielt, die unser Lehrer Werner im benachbarten Städtchen Hüfingen sich geholt hatte.

Welch' riesige Aussteuer brachte die junge Lehrersfrau nach ihrem neuen Heim! Aber auch welch' ein Unglück im Familienleben hat sie später verursacht! Wie hat jene Person ihrem Manne das Leben versauert, und welche Qualen hat das brave arme Mütterlein ertragen müssen, bis es aus dem Hause wegzog zurück in's nahe Kinzigtal.

Lehrer Werner war eine sehr tüchtige Lehrkraft, strenge, aber gerecht in der Schule, und beliebt bei Allen im Dorfe. Wie oft nahm er uns mit hinaus auf Feld und Flur zum Singen und zum Spielen.

Auch einmal wanderten wir durch's sogenannte Därstel hinauf zum Schlößchen in Stetten. Oben auf der Höhe zeigte er uns die Herrlichkeiten

jener einzig schönen Gegend. Auf dem Bergfried von Neuhewen erzählte er uns von den Gaugrafen des Hegaus, von den Bauern- und den Schweizerkriegen, von den Burgen auf den vulkanischen Kegelbergen, von den Hunnen und den Franzosen, und vom Berggeist Poppele usw., und ich glaub', er war's, der in mir die Liebe zum Hegau weckte, und in mir das Interesse für Burg und Kloster so lebhaft machte.

Mit dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges kam bewegtes Leben auch in unser stilles Dorf. Mehrere Söhne unserer Bürger standen unter den Waffen und kämpften auf Frankreichs Boden für die Einheit Deutschlands. Die Begeisterung für die große Sache wurde durch die patriotischen Worte unseres Lehrers immer und immer geschürt, und groß war jedesmal der Jubel, wenn neue Siegesnachrichten verkündet wurden.

Am Schlusse des glorreichen Krieges gab's bei uns auch eine Siegesfeier, die mir zeitlebens unvergeßlich bleiben wird.

Hell prangten die Transparente des neuen deutschen Kaisers und seiner großen Heerführer an den Fenstern des ersten Stockwerks, und auf den Fenstergesimsen unseres ganzen Hauses bis zu dem vierten Stock am vorderen Giebel leuchteten hunderte von Unschlittlichtern in irdenen Töpfchen; vom Dach herab flatterten lustig die schwarz-weiß-roten Fahnen, und auf den Bergen rings ums Dorf wurden riesige Freudenfeuer angezündet. Allüberall herrschte heller Jubel, und als wir Schulkinder unter den Salven der Böller und mit den wehenden Fahnen durch's Dörfchen zogen, von unserem Lehrer geführt, da erklang es freudejubelnd aus den jungen Kehlen begeisterter Kinder: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“

An dem nächsten Sonntage wurde die eigentliche Friedensfeier mit einem Festgottesdienst in der kleinen Kirche und einem darauffolgenden Festessen und Tanz in unserem Hause, feierlich begangen. Längs der Rückwand im Tanzsaale prangten die Wappen der deutschen Staaten, und auf einer Emporbühne mit Tannenreis geschmückt, ließ die Kapelle patriotische Weisen erklingen.

Wie fühlten wir Kinder stolz an den Tagen, wo in unserem Hause solche Feierlichkeiten veranstaltet wurden! Beim Gottesdienst im schön geschmückten Kirchlein standen in den vordersten Reihen die Söhne unseres Dorfes, die im blutigen Ringen die Einheit Deutschlands erkämpfen halfen.

Besonders eine schöne große Mannesgestalt mit vollem blonden Barte, in der Offiziersuniform, mit Epauletten und rot ausgeschlagenem Waffenrock, erregte die Aufmerksamkeit aller Andächtigen. Er war ein Verwandter von

uns, der als Veterinär den Feldzug mitmachte, ein Sohn des Schmiedes Heizmann, eines alten Freundes unserer Familie.

Etliche Jahre nachher, in meiner Sommerferienzeit, besuchte ich unseren Vetter Bartle oben in Mößkirch und erlebte mit ihm ein paar schöne Stunden auf einem anregenden Spaziergange von Thiergarten im Donautal bis auf die Höhen des Heuberges.

Wohl nirgends im weiten schönen Vaterlande ist verhältnißmäßig eine Feier patriotischer und aufrichtiger von der gesammten Einwohnerschaft abgehalten worden, als jenes Friedensfest im kleinen Bauerndorfe.

Der Bauer begeistert sich sonst nicht so rasch, und es nimmt schon ziemlich viel, ihn aus seinem Alltagsleben aufzurütteln; ist aber bei ihm erst einmal der richtige Ton gefunden, giebt es Klänge der goldenen lauteren Reinheit.

Ich bin nun inzwischen elf Jahre alt geworden; Lehrer Werner erteilte mir seit einigen Monaten Unterricht im Klavierspielen.

Droben in Leipferdingen, einem rauhen Randendorfe mit streitsüchtiger Bevölkerung, mit deren Schuljugend wir Aulfinger Buben manchen harten Strauß auszukämpfen hatten, erhandelte mein Vater einen ganz altmodischen großen Flügel, und dieses altersschwache Instrument, des Lehrers Klavier und das wurmstichige Spinett unseres alten Lehrers Schäufele, der zu gleicher Zeit den Dienst als Mesner versah, waren die einzigen musikalischen Instrumente im Orte. Zum Tanze spielten gewöhnlich die Stadtkapelle von Geisingen unter Leitung des Chirurgen Guldin, oder die Bauernmusikanten von Unadingen, auf.

Einmal kam ein landfahrender Musikus in's Dorf, der meinen Bruder Franz beeinflußte, eine Musik-Kapelle daselbst in's Leben zu rufen. Der sonderbare Fremde aß, trank und schlief natürlich auf allerwelts Unkosten bei uns; unser ältester Bruder bestellte die nötigen Musikinstrumente, ich glaube zwölf oder vierzehn an der Zahl, bei der Musikalienhandlung Abendroth in Konstanz. Man probte zweimal die Woche in der Wirtsstube unter des Fremden Leitung. Herr Gott, war das ein Gedudel und Geblase; doch die Freude und der Spektakel dauerte nur wenige Wochen; auf einmal war unser Lehrmeister verschwunden, die Blechmusik im Dorf bekam ein rasches Ende, und der Musikalienhändler in Konstanz hatte für den Schaden nicht zu sorgen. Ein anderes Mal überraschte uns ein landstreichender Photograph, ein Originalmensch, der ebenfalls in der Mühle Quartier nahm. Im fürstlichen Schlosse wohnte zur Zeit der f. f. Forstverwalter Meier, ein himmellanger bairischer Jägersmann mit seiner Schwester, einem braven, fröhli-

chen und hübschen Mädchen, das in Regensburg seine Heimat hatte. Meier war ein Gemütsmensch, wenn er nüchtern war; doch kam es häufig bei ihm vor, daß er über die Stränge hieb, und zu tief in's Glas guckte. Nun gut, dieser Herr Meier, unser Allerwelts-Photograph, und etliche unserer Stammgäste, von denen mir noch einige lebhaft im Gedächtniß sind, waren häufig zum Schabernaktreiben und Uebeltun aufgelegt. Wohl erinnere mich jenes alten weißhaarigen Bäuerleins, mit den Lederhosen und den Wadenstrümpfen, dem Pergamentgesichtchen und seinem höhnischen Lächeln, des „Schloßbürlis", wenn es voll von Uebermut stampfte und singend mit seinen beiden Händen auf seine belederten Schenkel klatschte. Das Schloßbürli war unser Pathe, den man im Bauerndorfe „Götte" nennt; er wohnte in nächster Nähe des Schlosses mit seiner unfreundlichen Schloßbürin, und den Buben und den wundervizigen Maidlis.

Ein anderer, noch viel lebenslustigerer Charakter war der „Vogts Anderes", ein durchtriebener, lustiger hagerer Mann in Lederhosen, ausgestattet mit derbem Witz, viel Durst und urwüchsigem Humor. Er besaß ein großes, altmodisches Bauernhaus in der Nähe der Schmiede, hatte mehrere Söhne, und schlug es nie aus, wenn er zu gutem Trunk oder einem saftigen Bissen geholt wurde. An Sonntagen war Vogts Anderes immer der ersten Einer, der zum Löwen wanderte, und war er gut aufgelegt, so kam es ihm überhaupt nicht darauf an, wann er nach Hause ging. Andreas Heizmann, trotz Tabak und Alkohol, erlebte ein sehr hohes Alter.

Und dann erst, welch' ein ganz eigener Charakter war unser ehemaliger Nachbar vom Löwen oben, des Schalchen „Jörg". Er war unseres Vaters Vertrauter und Zwischenhändler, wenn immer ein Grundstück verhandelt, oder ein solches gekauft werden sollte. Wenn es galt, etwas im Handel zu verdienen, wenn einer den nötigen Zuspruch brauchte, so war der lange Jörg mit seiner Zipfelmütze auf dem Kopfe, und seinem durchtriebenen Spitzbubengesicht der erste am Platze.

Kam ein Jude in's Dorf zum Steigern oder Versteigern, galt es gar bei Freitrunk ein Bauerngut zu verschachern, so ging Jörg überhaupt nicht mehr von Jud' und Bierglas weg, und seine Frau hatte manche Nacht ihren Eheherrn nicht zu sehen bekommen. Er war zu allem zu gebrauchen, und er nahm es mit der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit im Handel nicht sehr genau, besonders wenn es etwa einen Gulden zu verdienen, oder gar Essen und viel zu trinken gab. Er hatte einen händelsüchtigen Bruder, den man den „Schwarzen" hieß, der mit großer Familie, noch größerem Durst und Appetit gesegnet war. Geld

hatte er nicht im Ueberfluß, und so kam es, daß des Schalchen Schwarzer schmarotzte, wo er konnte, und prügelte wo er Gelegenheit fand.

War im Dorfe eine Hochzeit, so war er am nächsten Morgen in höchster Frühe im Wirtshaus, und aß sich voll am „Abschnepf", wie das Ueberbleibsel der vielen Würste und der feisten Schinken genannt wird.

Der Aristokrat der „Schalchen" Familie war der Beck, der gewöhnlich immer besser und vornehmer sein wollte, wie die Anderen, trotzdem aber doch stets dort zu finden war, wo es billig herging. Er buk das Weißbrod, die Wecken und die Gipfel, und am Sonntag ein besonderes Gebäck, das wir „Murren" hießen. Mit dem großen Korb am Arme ging ich beinahe täglich zum Beck für das Weißbrod und den Karrmann, eine besondere Brodsorte, die wir in der Wirtschaft verkauften.

Am Josephs Tag schenkte er mir jeweils einen Wecken zu meinem Namensfest und am Neujahrstag einen Neujahrs-Ring. Er wohnte uns gegenüber und ich sehe ihn heute noch „breitspurig unterm Fenster liegen" und Jeden höhnisch belächeln, der vorbei ging.

Der erste Bürgermeister, an den ich mich erinnern kann, hieß Gihr, ein großer, starker hartköpfiger Bauer, der später die Steuer-Verwaltung übernahm.

Nur ungern ging ich mit dem Steuerzettel zu dem finsteren, gewalttätigen Starrkopf, der uns Kindern nie ein freundliches Gesicht und noch weniger ein freundliches Wort gönnte.

Sein Nachfolger als Ortsvorsteher wurde ein einfaches, gutmütiges Männlein, das etwas Rednertalent besaß, und es überall zu verwerten suchte.

Jakob Weber, ein Webermeister, war pflichttreu im Amte, ein braver Mann, und in hohem Alter ist er als ein Freund unserer Familie gestorben.

Der Dorfpolizist Thomas Burger, ein ehemaliger Holzdreher und allerwelts Mechaniker, saß jede Nacht bis spät bei uns in der Mühle, erzählte und trank seinen „Brenz" dabei. Dem Branntweintrunk ergeben, wurde er im Amte von seinem Bruder abgelöst, der ein kleines Spezereigeschäftchen betrieb und dessen Sohn, der „Heiner", der Gespiele meiner Jugend war. Der Heiner und ich waren bis zu unserem vierzehnten Jahre unzertrennliche Kameraden, und hoffe ich nur, daß es ihm im Leben gut gegangen ist.

Ja so, ich wollte erzählen, daß eines Tages unser Forstverwalter, 's Photogräphle, der Jörg, 's Vogts Anderes und etliche Andere, wieder in wein- oder bierseliger Laune waren, und ihren Uebermut in frevelhafter Weise an mir und zwei meiner Kameraden, eben diesem Heiner und dem Sohne vom

Anderes, dessen Name ich heute nicht mehr weiß, ausließen. Wir spielten im Hofe, wurden in die Wirtsstube gerufen und dort von der johlenden Gesellschaft zum Trinken aufgefordert.

Einem gesunden Bauernjungen braucht man nicht zweimal mit einer solchen Bitte zu kommen; wir tranken, wurden immer mehr dazu animirt, ohne zu ahnen, was der Uebermut im Sinne führte. Als sie uns in recht angeheiterter Stimmung hatten, dann mußte der kleine Photograph in allen nur denkbaren Stellungen unsere Bilder nehmen. Ich habe Gott sei Dank nie eine Kopie jener gewiß interessanten Photographien zu sehen bekommen.

Auch an einem unvergeßlich schönen Spätsommermorgen, als wir mit zwei großen Leiterwägen nach den herrlichen Obstgärten am „Hohentwiel" fuhren, wo wir Bäume voll des schönsten Obstes ersteigert hatten, waren der Forstverwalter und der Photograph bei uns, und ihre Ausgelassenheit und Witzigkeit brachte uns alle in die heiterste Stimmung. Ich schilderte jene Fahrt nach dem obstreichen Hegau vor längerer Zeit schon in meinen „Erinnerungen an den Hohentwiel".

Wie schon erwähnt, nahm ich Privat-Unterricht beim Lehrer Werner, der mich für das Lehrerseminar in Meersburg am Bodensee vorbereiten wollte. „Doch der Mensch denkt und des Lehrers böses Weib lenkt".

In ihrer Zanksucht, in ihrer grenzenlosen, völlig unbegründeten Eifersucht, kam sie mit allen Nachbarn in ernste Zwistigkeiten; es gab Szenen da, die eine weitere Fortsetzung meiner Unterrichtstunden in der Lehrerswohnung unmöglich machten. So mußte ich meinen Privatunterricht in dem eine halbe Stunde von uns entfernten Pfarrdorfe Kirchen, bei dem dortigen Lehrer Meier nehmen.

Jeweils frühmorgens um 6 Uhr machte ich mich auf den Weg durch das schöne Wiesental, das sich immer der Aitrach entlang hinzieht. Zur Linken erhebt sich der Längeberg mit seinen schönen Buchenwäldern, der unterhalb dem Dorfe Kirchen seinen Anfang nimmt, und oben bei Blumberg, der Wasserscheide zwischen „Rhein und Donau" endet; denn nur eine kleine Entfernung ist es von der Quelle der Aitrach, die ihre Wasser der Donau zuträgt, und jener des Schleichenbaches, der der Wutach, und somit dem Rheine zueilt.

Zur rechten Seite sind die Ausläufer des Randen, die auf der Engener Höhe den höchsten Punkt erreichen, und am Schlößchen Stetten abschließen. Von hier aus bringt uns der Weg über das Dorf Zimmerholz nach der alten Amtsstadt Engen mit ihrer bemerkenswerten Kirche und ihrer herrlichen Lage.



Stetten und Neuhewen.

Engen war früher ein befestigter Ort, der schon im neunten Jahrhundert Erwähnung findet und dem Freiherrn von Hewen gehörte.

Die Franzosen und die Schweden verheerten die Stadt im Jahre 1640 und beinahe anderthalb Jahrhundert später, anno 1800, war Engen der Schauplatz einer Schlacht zwischen Oesterreichern und Franzosen, wobei die Letzteren geschlagen wurden. In der alten Stadtkirche befinden sich die Grabdenkmäler der Grafen von Lupfen und von Pappenheim. Wie oft bin ich mit meiner Schwester Frieda hierher gewallfahrtet!

Das Stettener Schlößchen, wie es im Volksmund heißt, war der Sitz der Herren von Hewen, die vor Jahrhunderten aus dem Lande der Hessen nach dem schönen Hegau gezogen kamen, und vom Hohenhewen aus den Burgstall Neuhewen mit der Stadt Engen beherrschten. Neuhewen ist der Platz, der auch unsern Dichter Scheffel begeisterte, und wo die jugendfrische Erzählung „Juniperus" ihren Anfang nimmt.

Wer je von dem wachholderumrankten Bergfried in das schöne Land hineingesehen hat, wird sich offen gestehen müssen, daß nicht viele deutsche Landschaften sich an Schönheit mit dem ganz eigenartigen Hegau messen können.

Doch nun zurück zur Sache. Ich mußte vor 8 Uhr wieder von meinem

Gange nach Kirchen zurück sein, um die Schule nicht zu versäumen, wo ich trotz aller Eile doch einigemale mit Herzklopfen zu spät kam.

Das unglückliche Familienleben im Schulhause war die Ursache, daß ich in Meersburg nicht zum Schullehrer ausgebildet wurde. Im Laufe des Sommers unterhandelte mein Vater mit dem Pfarrer unseres Dorfes, und es wurde von den beiden vereinbart, daß ich Privatunterricht in der lateinischen Sprache erhalten sollte, um später das Examen für die Klasse Quarta am Lyceum in Konstanz zu machen. Also, ich sollte studieren.

Mit einem anderen Jungen Namens Gihr, der sich ebenfalls für den Besuch einer humanistischen Schule vorbereitete, wanderte ich eines schönen Tages nach dem Pfarrhof zur ersten Lateinstunde.

Pfarrer Braun, ehedem Seelsorger eines Heubergdorfes, besaß ein eigentümliches etwas finsteres Gemüt; selten nur sah man ihn lachen, sondern wir trafen ihn meistens mürrisch und unzugänglich an.

Für mehrere Jahre war ich sein Ministrant, und er verkehrte häufig in unserem Hause, aber immer erschien es uns, als ob er mit seinem Pfund nicht zufrieden wäre.

Man hörte im Dorfe munkeln, daß er gewisser okkulter Umtriebe wegen auf dem Heuberg, von der Kurie aus in Anklagezustand versetzt worden sei.

Die kleine Pfarrei Aulfingen ist bekanntlich keine von den begünstigsten, und wir zu Hause empfanden sehr bald, daß unser Herr Pfarrer mit gewissen materiellen Sorgen zu kämpfen hatte.

Zweimal in der Woche saßen wir an dem langen Eichentisch und deklinierten und conjugierten, und nicht klein war unser Stolz, wenn wir je mit zwei lateinischen Büchern unterm Arm nach der Pfarrwohnung marschierten.

Es dauerte nur kurze Zeit, bis wir fühlten, als ob wir die anderen Jungens im Dorfe an Gescheidheit um Kopfeslänge überragten, und wieviel Kopfzerbrechen, wie unendlich viel Leid und Weh haben mir die lateinischen Brocken doch später verursacht!

Pfarrer Braun lehrte nach veralteter Methode; er ließ uns mechanisch auswendig lernen, hielt uns nicht zum Denken an, und so wurde die Sache oberflächlich betrieben.

In meiner Heimat spricht man den herben alemannischen Dialekt mit den schweren Gutturallauten und den sonderbaren, doch so reizenden Diminutivsilben. Welch' unsägliches Weh' verursachte mir später dieser Schwarzwald-Dialekt, als ich im Lyceum zu Konstanz auf der Schulbank saß!

Welch' häßlichen Spott hatte ich da für lange Zeit zu ertragen?

Jedesmal wenn ich eine Frage zu beantworten hatte, und ich mit meinem herben Dialekt vor die Klasse trat, wurde ich ausgelacht und in der Pause und nach Schluß der Klasse geneckt und verspottet.

Unser geistlicher Lehrer hätte uns doch auch auf die richtige Aussprache aufmerksam machen und, wie ich es heute verstehe, mehr Zeit auf Konstruktion und Satzbau verwenden sollen.—Es liegt mir mehr als ferne, dem Geistlichen und Lehrer in irgend einer Weise wehe zu tun, im Gegenteil, ich verdanke ihm trotz seines sauren Wesens doch manche frohe Stunde, und ihm ist es zuzuschreiben, daß ich mich dem klassischen Studium widmen durfte. Aber, wenn ich die kummervollen Jahre betrachte, die ich in Folge der oberflächlichen Vorstudien durchmachen mußte, wenn ich darüber nachdenke, wie unendlich schwer mir die ersten Jahre auf dem Gymnasium wurden, welche Schwierigkeiten und Seelenqualen mir das richtige Verständniß der lateinischen Sprache verursachte, und wie ich mich abzuplagen und abzuschaffen hatte, die immer schwachen Latein-Noten nach und nach zu verbessern, und wie ich jene in der Tat verlorenen zwei Jahre vermißte, und wie mich der angewohnte Schlendrian wie ein Hemmschuh durch einen Teil meiner Gymnasialzeit begleitete, so sollte der geistliche Herr, falls er noch lebt, mir diesen Vorwurf verzeihen.

Im Spätjahr 1873 verheiratete sich meine Schwester Frieda nach dem Wirtshaus zum „Sternen" in Kirchen. Leider durfte ich der Hochzeit nicht beiwohnen, indem ich am 1. Oktober in Konstanz mein Aufnahme-Examen für die Quarta ablegen mußte.

Mein ältester Bruder Franz hatte inzwischen ebenfalls die heimatliche Scholle verlassen, um auf der Wiesen- und Ackerbauschule in Offenburg unter der damaligen Leitung des Baurats Drach, Wiesen- und Straßenbau zu studieren.

Mein Bruder Julius war in der Fremde, um sich zu einem tüchtigen und gewandten Müller auszubilden. Aus Ulm, seiner letzten Stellung, kehrte er in die heimatliche Mühle zurück, um dann im November desselben Jahres zum Militärdienst herangezogen zu werden.

Man kann sich nun ein Bild machen, wie es bei uns zu Hause bestellt war; der eine der Söhne lebte seit 1866 in Amerika; Franz der älteste war auf der Schule in Offenburg; Frieda verheiratet, Julius beim Militär, und ich der Jüngste am Lyceum in Konstanz. Was hat jene kurze Spanne Zeit, seit dem Tode unserer Mutter, in unserem Familienleben und im geschäftlichen Wesen unseres Haushaltes doch einen Wechsel verursacht!

Mit unserer verkrüppelten Tante, unserer schwächlichen Schwester Marie

war mein Vater auf den Betrieb der Mühle, der Wirtschaft, und des Feldbaues allein angewiesen; ein Zustand, der ihn später veranlaßte, das gesammte Anwesen auf drei Jahre an den tüchtigen Müller „Schwert", der irgendwo aus dem Hegau kam, zu verpachten.

Doch nun zurück zu meinen Erlebnissen in der Bischofs-Stadt am See.

Nie vergesse ich den frühen, frischen Herbstmorgen, an dem ich in Begleitung meines Vaters und des Pfarrers Braun vom Elternhause auszog.

Das Gefühl, mit dem man zum erstenmale von der Heimat fortgeht, hat immer etwas tief Aufregendes. Getrennt von all den Wesen, an die das Herz sich band, im Begriffe, einen neuen Schritt zu tun in ein neues Leben, ziehen wir uns unwillkürlich in uns selbst zusammen, und es überkommt uns ein Empfinden, wie wir es vorher nie verspürt.



In der Fremde am Bodensee.

Auf einem flachen Bernerwagen, auf dem ein rohgezimmerter Holzkoffer, der heute noch in meinem Besitze ist, Platz gefunden, und der meine kleine Habe, die wenigen Kleider und das rot- und weißgewürfelte, innen mit Wachs bestrichene Bettzeug enthielt, fuhren wir nach der nächsten Bahnstation, von wo aus der Frühzug uns den Gestaden des Bodensees zuführte. Wie klopfte mir das Herz, als der herrliche Münsterturm sichtbar wurde, und wir über die steinerne Rheinbrücke mit den Denkmälern auf beiden Seiten, langsam der Stadt entgegenfuhren.

Unwillkührlich schweifte mein Blick nochmals zurück, dem Norden zu, wo die liebe Heimat liegt; dort am Ende des Untersees ragt gigantisch der schwarze Felskoloß der Twiel zur Höhe empor, und aus blauer Ferne schicken den letzten Gruß die Kegelberge des Hegaus.

Wir fuhren in den Bahnhof ein, und nahmen hierauf Quartier im Gasthof „Zum Schiff" an der Marktstätte.

Konstanz war mir nicht fremd. Jener heitere Forstmann Meier, von dem ich früher erzählt habe, hatte in guter Laune meine Schwester Frieda und mich einst zu einem Ausflug nach der schönen Stadt eingeladen.

Ein Besuch der alten Gebäulichkeiten, ein Gang durch die schönen Straßen und an den See, auch eine Gondelfahrt nach der lieblichen Fürsteninsel Mainau, verherrlichten den unvergeßlichen Tag.

O, Mainau! Wie so ganz bist du
Ein Paradies der stillen Ruh!

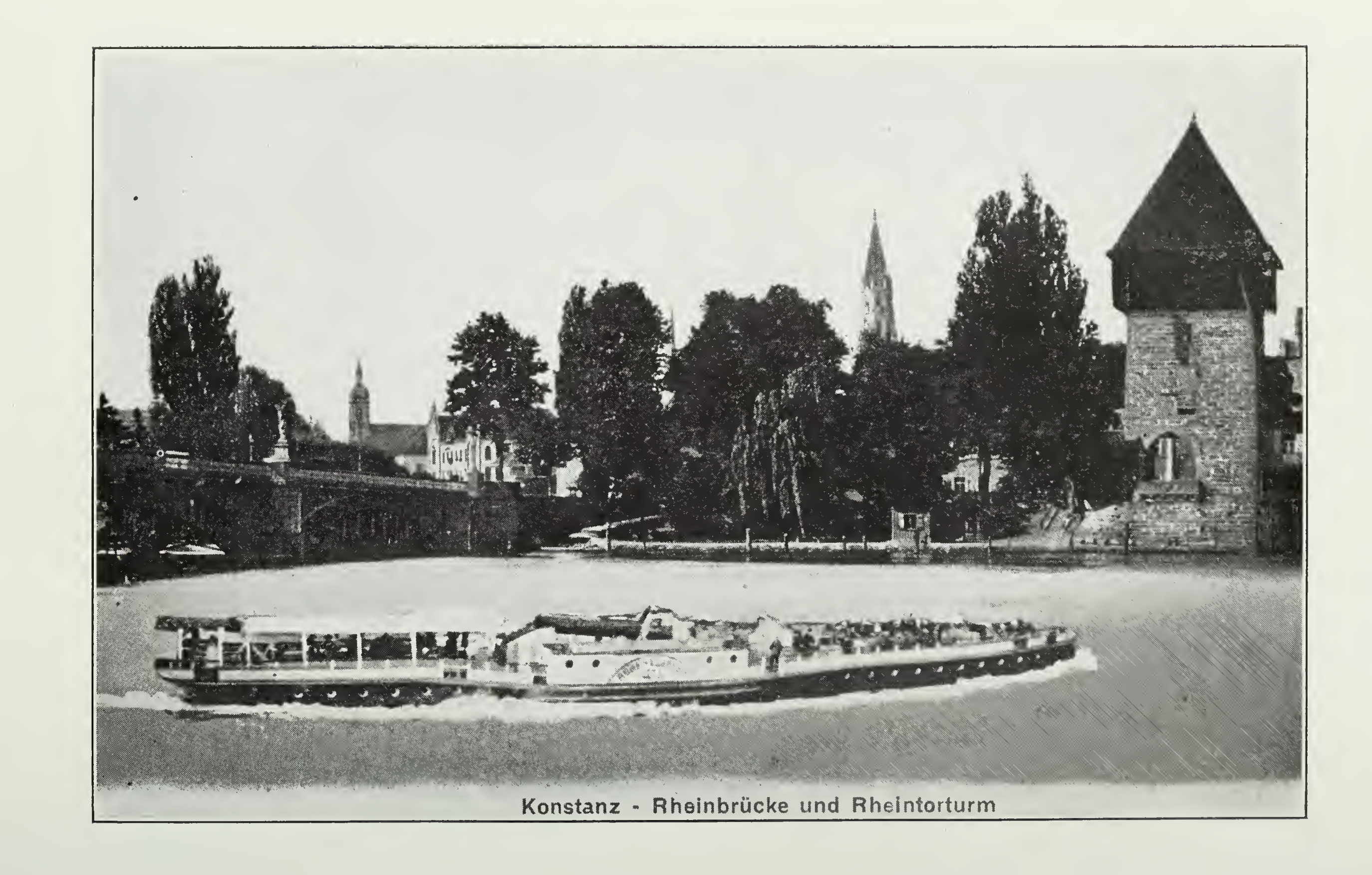
Auf Anraten unseres Pfarrherrn wurde ich in dem zu Ehren des Bischofs Konrad errichteten „Konradiehaus", einer Anstalt für angehende katholische Theologen, untergebracht.

Nach dem Mittagessen stellte man uns dem Präfekten des Stifts, sowie dem Direktor des Lyceums, Herrn Prof. Schiller vor.

Früh um 8 Uhr am folgenden Morgen hatte ich mich im Klassenzimmer der Quarta einzustellen.

Die erste Nacht mußte ich schon im Konradiehause zubringen, nachdem das Abendbrod im großen Speisesaale eingenommen war.

Es waren schwere Gedanken und ein leises Heimweh, die mich beschlichen,



Konstanz - Rheinbrücke und Rheintorturm

als ich gegen 9 Uhr in fremder Umgebung in einem langen, an der Straße gelegenen Saale, zu Bette ging.

Stunde um Stunde verzog, und immer und immer hörte ich die dumpfen Töne des Hornes, aus dem der Wächter hoch oben auf dem Münsterturme die Zeit verkündete.

Fremd fühlte ich mich unter diesen Fremden, gewisse Aengstlichkeit oder Unbehaglichkeit empfand ich auch, wenn ich mir den Präfekten im langen Talar, und die Schwestern mit ihren großen weißen Hauben vorstellte; und trotzdem ich mich dagegen wehrte, kehrten meine Gedanken doch zurück in's stille Dorf des Aitrachtals.

Der Morgen kam; schweren Herzens ging ich hinüber in's Lyceum, wo ich meinen Vater und den Pfarrer in der Aula traf.

Professor Kränkel, mein späterer Direktor am Gymnasium zu Donaueschingen, war Ordinarius der Quarta; und er, der Gestrenge, war es, der mich im Latein zu prüfen hatte.

Es waren drei oder vier harte, lange Stunden; Fragen wurden an mich gestellt, die mir absolut fremd waren, und die ich nicht zu beantworten wußte.

Ich bemerkte das verstörte Gesicht unseres Pfarrers, der die Sachlage sofort erkannte, und unruhig im Klassenzimmer auf und abging. Ich beobachtete, wie mein Vater den Pfarrer mit Fragen bestürmte und dieser nur unschlüssig den Kopf schüttelte, und mit der Achsel zuckte. In den Nachmittagsstunden wurde ich in den Realfächern examiniert, welche Prüfung ich dank der guten Arbeit unseres Lehrers Werner, glänzend bestand. Am andern Morgen, vor Beginn des Unterrichts wurde mir mitgeteilt, daß ich das lateinische Examen nicht bestanden, und eine zweiwöchentliche Probezeit, mit nochmaligem Examen in der Quinta durchzumachen hätte.

Meine schönen Hoffnungen wurden zu Wasser; ich trat in die Quinta ein, und bestand auch mit Ach und Krach die schriftliche Prüfung nach zweiwöchentlicher Probezeit.

Das Leben im Hause des heiligen Konrad war strenge und geregelt; Zucht und Ordnung herrschte überall.

Es war in den sechziger Jahren, als der heute in ganz Europa bekannte Pfarrer Geiselhart, wohl der bedeutendste Kommunist Deutschlands, im badischen Ländle Geldsammlungen veranstaltete, um in Konstanz ein Konvikt zu schaffen für zukünftige Zöglinge des geistlichen Standes, die das Lyceum dort besuchten. Etliche Jahre vorher schuf er eine ähnliche Anstalt, das Fidelis-

Haus in Sigmaringen, wozu er in den hohenzollernschen Landen die Mittel ebenfalls zusammenbettelte.

Seine größte Tat und schönste Schöpfung aber ist das Haus Nazareth bei Sigmaringen, ein Heim für Waisen und verlassene, oder arbeitsunfähige Dienstboten.

Ich erwähne diese Großtat, weil ich Gelegenheit hatte, beim fünften Stiftungsfeste unseres Konvikts den Schöpfer dieser Anstalten kennen zu lernen.

Präfect Schober mit seinem Assistenten, einem bildhübschen jungen Geistlichen mit seelenvollem Gesichtsausdrucke, und eben Pfarrer Geiselhart nahmen an dem Festessen und an der Feier im Speisesaale teil, wobei der Letztere in kurzer Rede uns begrüßte.

Trotz seines freundlichen Lächelns, trotz seiner stoischen Ruhe konnte ich mich für den Vorsteher des Konradiehauses nicht begeistern, und ich ging ihm aus dem Wege, wo ich nur konnte.

Ferdinand Schober, heute geistlicher Rat und Dompfarrer in Freiburg, wie ich aus Pfarrer Hansjacob's Büchern ersehe, stammt aus Pfullendorf in Baden, der ehemaligen alten Reichsstadt, die in unserer vaterländischen Geschichte im Laufe der Jahrhunderte eine bedeutende Rolle spielte.

Der letzte Gaugraf Rudolph von Pfullendorf war der Großvater Rudolphs von Habsburg.

Wie bekannt, haben vier der mächtigsten Herrschergeschlechter Deutschlands ihre Stammsitze in unserer Nähe in alemannischem Gelände, und zu frohem Turniere, und zu ernsten Tagungen trafen sich die Glieder der Herrscherhäuser mit anderen Vornehmen in den Reichsstädten am See, in den benachbarten Gauen am Rhein, am Heiligenberg und auch in Pfullendorf, wo Julius Caesar schon ein Castell errichtet haben soll.

Die Stammburg des großen Welfen-Geschlechtes ist oben bei der alten Reichsstadt Ravensburg, wo schon zur Zeit Karls des Großen, ein Welfe, „Graf Warin von Altdorf" genannt wird, dessen Sohn Isenbrand seinem Geschlechte den Namen „Welfen" gab. Ludwig der Fromme, ein Sohn Karls des Großen, heiratete eine Welfin, eine Tochter Welf's I. Wie bekannt hatte Karl der Große vier Frauen, von denen drei aus den Gauen zwischen Donau und Rhein stammten. Hildegard war eine Schwäbin, Fastrada eine Fränkin und Liutgard eine Alemannin. Auf der Welfenburg Altdorf, heute Veitsburg genannt, wurde 1129 der große Welfe Heinrich der Löwe geboren.

Das Kaisergeschlecht der Hohenstaufen hat seinen Stammsitz im schönen Schwabenlande. Der erste Ahnherr, Ritter Friedrich von Büren, stammt aus dem Dorfe Büren, dem heutigen Wäschenbeuren, und die alte Stammburg ist das sogenannte „Wäscherschlößchen“ bei Lorch im Jagstkreis.

Heute noch stehen auch die festen Mauern der Burg, die dem Geschlechte der Habsburger ihren Namen gegeben. Oben im Kanton Aargau, auf dem Wülpelsberg, unweit des aus der Römerzeit stammenden Städtchens Brugg liegt die Stammburg des großen Geschlechtes „die Habichtsburg“, oder Habsburg.

Der Ahnherr Werner I., Bischof von Straßburg lebte zur Zeit Heinrichs des Zweiten und Konrads des Zweiten. Sein Bruder „Radebod“ nannte sich zum ersten Male „Graf von Habsburg“.

Bischof Werner, der Erbauer der Burg, begleitete nach dem Interregnum den Herzog Heinrich nach Mainz, und war zugegen, als dieser vom Erzbischof von Mainz die deutsche Königskrone auf's Haupt gesetzt erhielt, nicht ahnend, daß zwei Jahrhunderte später dieselbe Krone von einem seiner Nachkommen getragen werden sollte.

Von Bischof Werner stammt der große Landbesitz der Habsburger in der Schweiz, wie Wildegg, Kasteln, Wildenstein u.s.w.

Radebods Tochter, die Gräfin Richenza vermählte sich mit dem Grafen von Lenzburg-Baden, und auf diese Verwandtschaft stützte später Rudolph von Habsburg seine Ansprüche auf die reiche Grafschaft Lenzburg.

Die Feste Lenzburg an der Aar, die ich in den siebenziger Jahren mit meinem Vetter Ludwig Stadler besucht habe, steht heute, nach sovielen Jahrhunderten noch so wohlerhalten da, als ob sie einer der Großen der damaligen Zeit erst kürzlich verlassen hätte. Man zeigte uns dort die prächtigen alten Gemächer, prunkvolle Möbel, alte Urkunden, Waffen und Gerätschaften längst vergangener Tage.

Bei Hechingen liegt die stolze Burg Hohenzollern, das Stammschloß des deutschen Kaiserhauses. Man lehrt uns, daß als Ahnen der mächtigen Dynastie Burchard und Wezel von Zollarin gelten, die in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts lebten.

Der Sohn des Wezels, Adalbert gründete 1095 das Kloster Alpirsbach, er hinterließ eine Tochter, Namens Irminstraud, und nach ihrem Tode erlosch dieser Zweig des Geschlechts. Der Sohn Burchards, Burchard II., hatte vier Söhne, von denen der Jüngere als Graf Friedrich I. die Stammburg erbte. Der Sohn dieses Friedrich, Friedrich II., sowie sein jüngerer Bruder Berthold

sind die Stammväter der fränkischen und der schwäbischen Linien, und aus dem fränkischen Hause mit Konrad III. sind die Kurfürsten der Mark Brandenburg hervorgegangen.

Doch ist es ja nicht meine Absicht, alte bekannte historische Tatsachen hier zu erwähnen, nur möchte ich noch kurz darauf hinweisen, daß unser alemannisches Land, als frühestes und edelstes Stammland der Germanen uns die ältesten deutschen Sagen, die Ermanerich- und Dietrich-Sagen überliefert hat, die durch das ganze Mittelalter am Oberrhein lebendig geblieben sind, und daß die drei bedeutendsten Handschriften des größten Epos der Welt des Niebelungenliedes auf alemannischem Gebiete gefunden wurden und Verwahrung fanden.— — —

Ungefähr um das Jahr 260 zerbrachen die Alemannen den römischen Grenzwall den „Limes Germanicus", und nach dem Tode des Kaisers Aurelius Probus nahmen sie dauernd von dem ursprünglich römischen Zehntland Besitz. Von hier aus unternahmen sie Streifzüge nach Gallien, wurden aber im Jahre 357 von Julian bei Straßburg geschlagen. Der letzte römische Imperator, der unser Land betrat, war Gratian, der 378 am Bodensee gegen die linzgauischen Alemannen kämpfte. Schon im Anfange des vierten Jahrhunderts gehörte alles Land vom Rhein im Süden, — bis zum Main im Norden — den Alemannen. Im Jahre 496 jedoch schlug sie der Frankenkönig Chlodwig bei Zülpich und sie erhielten von diesem nun ihr Land dauernd zugewiesen. Noch heute besteht, wie zu jener Zeit, die Grenze z. B. in Baden zwischen Alemannen und Franken; südlich vom Flüßchen Oos, das gegen Westen dem Rheine zueilt, wohnen Alemannen, nördlich von diesem die Franken; die Dörfer mit den Endsilben „ingen" sind meistens alemannischen, jene mit der Endsilbe „heim" gewöhnlich fränkischen Ursprungs.

Unser Alemannien kam in späteren Zeiten in die Hände der Karolinger; so an Ludwig den Deutschen im Jahre 843, und von diesem an Karl den Dicken, der meistens in der Reichenau und zu Bodmann sich aufhielt. Er wurde bekanntlich 887 abgesetzt und sein Nachfolger Arnulf beschenkte ihn mit einigen Gütern in der Baar; unten im Donauried, jenem tümpeligen Moorland, bei dem Dorfe Pfohren standen zu meiner Zeit noch die Mauern eines alten Turmes, „des E n t e n t u r m e s", von wo aus Kaiser Karl der Dicke Wildgänse und Wildenten geschossen haben soll. Er starb nahe hier im Kloster Neudingen, und fand seine Ruhestätte in der Klosterkirche zu Mittelzell auf der Insel Reichenau.

Bei uns im Südwesten haben die großen Kaisergeschlechter der Salier

und der Staufen ihren Anfang genommen, im dicksten Schwarzwald, im Gaue der starrköpfigen Hotzen, in St. Blasien finden wir den Hauptherd der gregorianischen Propaganda und den Sitz des ersten deutschen Gegenkönigs. Hier am Oberrhein liegt die große Geschichtsseite Deutschlands, und so lange Deutschland Interessen in Italien hatte, lag hier der Schwerpunkt deutschen Lebens. Kein Wunder, daß H. von Hertingen so schön über das Land der Alemannen gedichtet, und nach ihm Heimweh bekommen hat; es ist einem Andern auch nicht besser ergangen. Wie nett besingt er das Land an der Donau und am Rhein:

„O Heimatland! Du Land der tapferen Alemannen!
Wie mächtig ziehts mich hin in deiner Wälder düst're Nacht!
Wo schüttelt stolz der starken Eiche hoher Wipfel,
Die Tanne schlank zum Himmel regt den grünen Gipfel.
Und weil ich, fern von dir, so oft mich nach dir sehne
So schweift mein Blick im Traum hinauf zu dir.
Hegauerland und du o reiche Baar, du blaue Donau und du grüner Rhein:
Vergäß ich euch, müßt ich nicht Alemanne sein!

Aber nun müssen wir zurückkehren in das Haus des heiligen Konrad und zum ehrwürdigen Lyceum in Konstanz.—Schon früh Morgens um 6 Uhr rief man uns aus den Federn um, nachdem wir uns mit kaltem Wasser gewaschen, in der Hauskapelle unsere Morgenandacht zu verrichten.—

Bis zwanzig Minuten nach 7 Uhr saß ein Jeder dann an seinem Pult beim Studium, worauf das Frühstück, bestehend aus einer Schale Kaffee, und einem Brödchen, eingenommen wurde.

Bevor wir uns auf den Weg nach dem Lyceum machten, wurde unten im Kellerraum von einem älteren Schüler Visite abgehalten, da Kleidung und Schuhwerk proper und blank, die Hände u.s.w. stets rein sein mußten. Nach dem Mittagsmahle, von 1 bis 2 Uhr wurde studiert, und nach Schluß der Schule um 4 Uhr erhielt ein Jeder ein Brödchen, das gewöhnlich aber für den hungrigen Magen zu klein war.

Von 4 Uhr bis gegen 6 Uhr hatten wir Gelegenheit zu einem Spaziergang, und nach dem einfachen Nachtessen wurde bis 9 Uhr in den Studiersälen gearbeitet, worauf zum Bettgehen geläutet wurde. Es war strengstens untersagt, in den Schlafzimmern zu sprechen; ein älterer Schüler hielt da stramme Zucht und Ordnung, und gewöhnlich schon 10 Minuten nach 9 Uhr bei völliger Ruhe sah man die schlanke Gestalt des Präfekts durch die Säle wandern.

Die Zöglinge unserer Anstalt, zum regelmäßigen Studium angehalten, und wo nötig, von älteren Leuten der höheren Klassen Privatunterricht empfangend, zählten zu den besten Schülern des Lyceums, und schon deswegen waren wir bei den anderen Studienkollegen nicht beliebt.

Wir trugen schwarze Mützen, verkehrten gewöhnlich nur unter uns selbst, und da man in uns den zukünftigen katholischen Geistlichen erblickte, wir dem Vergnügen und aller Oeffentlichkeit ferne blieben oder bleiben mußten, so wurden wir kurzweg „K a p a u n e n“ genannt.

Taschengeld zu tragen, war verboten; alle Geldsendungen wurden vom Präfekten in Empfang genommen, und verwahrt.

Doch auch diesem Uebel wußte ich Abhilfe zu schaffen. Ein alter Freund meines Vaters, Privatier Geisinger, der den Patrioten von 1848 sehr wohl bekannt war, wohnte mit seiner einzigen Tochter, einem reizenden jungen Mädchen in der Stadt; sie wurde meine Helferin in der Not, und meine Kassiererin. Die kleinen Geld-Zuschüsse, die ich von Hause aus erhielt, wurden von jetzt ab an Fräulein Geisinger, und nicht mehr an die Anstalt geschickt; und wenn immer ich für gewisse Sachen Geld brauchte, oder mich der Hunger plagte, machte ich mich auf den Weg zu meiner Freundin, die mich nie mit leeren Händen gehen ließ.

So brachte ich manchesmal Aepfel, Kastanien, Johannisbrod oder derlei billige Leckerbissen nach dem Konvickt, und es dauerte natürlich nicht lange, bis Präfekt Schober von dieser meiner strafwürdigen Handlung Wind bekam. Er stellte mich darüber zur Rede, schrieb an meinen Vater einen langen Brief, worin er sich über mich beklagte, weil ich unerlaubter Weise Geld zu Schleckereien mir zu verschaffen wüßte u. s. w. Mein Obst verzehrte ich von jetzt an außerhalb der Konviktsmauern, gewöhnlich draußen bei meiner Wohltäterin beim Kreuzlinger Tor, und die schwatzhaften Jungens neben mir hatten das Nachsehen.

Meinen ersten Besuch in der Anstalt erhielt ich von meinem Bruder Franz, der bei einem Straßenbau in Markdorf in der Seegegend Anstellung hatte.

Ueber die Kirchweihtage kamen dann mein Bruder Julius, dessen Freund August Heizmann und unser lustiger Schneidermeister Merz nach Konstanz, und ich erbettelte Urlaub bis Abends 6 Uhr.

Voll von Freude und Glückseligkeit ruderte ich mit den drei lieben Gästen am Nachmittage hinüber nach dem Seegarten auf der badischen Seite, wo wir in dem schönen Wirtshaus am See uns an köstlichem Suser erfreuten.

Um 6 Uhr Abends, in die vier traurigen Wände zurückgekehrt, fühlte ich,

als ob das Herz mir brechen wollte ; ich empfand erstens Heimweh, und zweitens Aerger, weil mir nicht erlaubt wurde, noch einmal mit meinem Bruder und seinen Freunden zusammenzutreffen.—

Alle unsere Briefe, alle Postsendungen wurden einer strengen Censur unterworfen; doch lagen in meinem Pulte etliche Bücher, die der Herr Präfekt noch nicht auf ihren Inhalt geprüft hatte.

Nämlich bei seinem letzten Besuche brachte mir mein Bruder Franz mehrere Bände mit, darunter ein Exemplar der Mueller'schen Weltgeschichte, welches ich behutsam unter Papieren in der Schublade meines Pultes versteckte.

Eines Abends, nachdem ich mit meinem Pensum fertig war, saß ich vertieft bei der Lektüre meines Müllers und beobachtete nicht, daß der Präfekt hinter mir stand, und über meine Schultern hinweg, im Buche las.

Mit einem Male griff er hastig nach demselben, und ehe ich ahnte was vorging, schlug er es mir rechts und links um die Ohren, schalt mich und meinen Bruder Ketzer, weil wir Bücher im Besitze hätten, die Unwahrheiten predigten und zum Unglauben führten.

Bis in mein Innerstes war ich empört über diesen Vorgang, weil derselbe rücksichtslos vor den Augen der Mitschüler sich abspielte, und weil mir mein Buch mit den bittersten Scheltworten entzogen wurde. Von jenem Abende an empfand ich einen Groll in meinem Herzen gegen den Mann, gegen seine Lehren, gegen sein Institut. Ich ließ mir die Neckereien jener Schüler, die in diesem Hause freie Unterkunft, und damit Haut und Seele der Anstalt verschrieben hatten, noch gerne gefallen, ich nahm die gehässigen Bemerkungen geduldig hin, und ließ mich ohne Murren zum Altkatholiken stempeln, aber als der geistliche Herr mich und die Meinen mit rohen Worten bezeichnete weil wir geschichtliche Wahrheiten nicht als Lüge anerkennen wollten, da war es mit mir und der Herrlichkeit im Konradiehause vorüber.

Ungern besuchte ich von jetzt ab die religiösen Vorträge, die je von Primanern an freien Nachmittagen gehalten wurden, und noch unlieber lauschte ich den Gebeten unseres Herrn im langen Talare, an dem ich scheu vorüberging und ihm nicht mehr zutraute, daß er gerecht zu urteilen im Stande wäre. Ich sollte mich in diesem Punkte auch nicht täuschen, was die kleine nachfolgende Episode auch zeigen wird.

Wie ich ehedem schon anführte, verpachtete mein Vater sein Anwesen in Aulfingen und zog für drei Jahre nach der Fürstenresidenz bei den Quellen der Donau, wo ebenfalls eine staatliche humanistische Schule bestand. Wie ein Vogel im freien Aether fühlte ich, als ich mit gepacktem Ränzel, froh wie

ein Hirtenbub, aus dem Hause des heiligen Konrad auszog, das Gymnasium in Donaueschingen beziehen, und im Kreise aufrichtiger Menschen wieder leben konnte.

Zürnend gab mir Präfekt Schober unter Ermahnungen aller Art ein Schreiben mit an meinen Vater, das im Innern meines Rockes Aufnahme fand. Während der Fahrt nach der Schwarzwaldstadt stieg meine Neugierde von Minute zu Minute was wohl der Inhalt des Briefes sein möge. Ich empfand wohl, daß ich kein Recht hätte denselben zu öffnen, doch der Wunderfiz, um mich alemannisch auszudrücken, siegte über das Rechtsgefühl ; ich zog mein Messer, und der umhüllende Umschlag war zerschnitten.

Der Brief beschuldigte mich der Starrköpfigkeit, der Schleckerei und des unnötigen Geldverschwendens, und warnte meinen Vater, mich von verderblichen Einflüssen fern zu halten, da ich jetzt schon von den Pfaden der Frömmigkeit mich entfernt hätte. Ich hätte allerdings Fleiß und Fortschritt gezeigt, es sei aber anzuraten, mich unter starke Obhut zu stellen u.s.w. Ich zitterte vor Aufregung und hatte Lust das Schreiben in tausend Fetzen zu zerreißen, doch das zu tun hielt ich für Unrecht und nicht ratsam.

Zu Hause angekommen, gestand ich sofort, daß ich den Brief geöffnet und gelesen, weil ich es für gewiß hielt, daß Präfekt Schober mich darin in gehässiger Weise verdächtigt hätte. Das offene Geständniß hat mir nichts geschadet.

Es ereignete sich später einmal, daß ich in einem Zuge der Schwarzwaldbahn zwischen Triberg und Villingen unserem ehemaligen Präfekten begegnete. Er schien mich nicht mehr zu kennen oder mich nicht zu beobachten, und ehe ich den Wagon verließ, trat ich auf ihn zu, grüßte ihn höflich und versicherte ihn, daß ich noch nicht von der Schule relegiert worden sei, und auch keinem Vorsteher einer Besserungsanstalt bisher Sorgen gemacht hätte.

Nachdem ich nun die inneren Angelegenheiten im Konradiehause und mein Empfinden dort geschildert, so möchte ich in Kürze noch meinen Erlebnissen außerhalb des Konvikts, und am Lyceum selbst, Erwähnung tun.

Die Rekruten rücken gewöhnlich am 1. November zu ihren Waffengattungen ein, und unser Julius hatte sich als ein solcher beim 6. Infanterieregiment No. 114 in Konstanz zu stellen.

Behufs Musterung meldete er sich beim Bezirkskommando in Stockach, und Abends spät hörte ich den Sonderzug mit johlenden, angehenden Vaterlandsverteidigern an unserem Schlafsaal vorbeifahren. Unter diesen Schreiern, die Lust zum Singen ist ihnen am anderen Morgen gewiß vergangen, befand sich auch mein Bruder.

Etliche Tage nach Schluß der Schule machte ich mich auf den Weg, ihn in der Kaserne draußen in Petershausen aufzusuchen. Nach langem Hin- und Herfragen erfuhr ich, daß er der neunten Kompagnie zugeteilt sei, und nach halbstündigem Suchen fand ich ihn endlich in seiner Korporalschaftsstube, wo ich zuerst seinen Stuben-Aeltesten, einen preußischen Unteroffizier und Menschenschinder, Namens Leber, um die gnädige Erlaubniß fragen mußte, meinem Bruder ein „Grüß Gott" sagen zu dürfen. Der Gestrenge schnauzte mich nach seiner gewohnten Art ab, weil er es nicht für nötig hielt, daß ich mich mit einem so frühen Besuche schon eingestellt hätte.—

An den Sonntag Nachmittagen gewöhnlich stellte ich mich von nun an vors Kasernentor, und erwartete da unseren jungen Soldaten, worauf wir die Zeit bis Abends in den Bierstuben zubrachten. Bei der Rheinbrücke in Petershausen ist eine große Wirtschaft, wo wir häufig hinter einem Krug Bier Rast hielten, und unsere Wecken dazu aßen; sonst gingen wir nach der Bierbrauerei Sonne oder nach anderen Labestellen wo wir gewöhnlich mit bekannten Soldaten zusammentrafen und bis zum Abend lustig zechten.

Nebst meinem Dorfgenossen Aug. Gihr, um den ich mich aber seiner Duckmäuserei halber, wenig kümmerte, saß mir im Studierzimmer ein junger Leipferdinger gegenüber, mit dem ich gewöhnlich meinen Abendspaziergang machte.

Auch der Sohn des Postdirektors, ich glaube Eckert war sein Name, schloß sich uns mitunter an, wenn wir entweder hinaus auf den Leuchtturm gingen, oder zum Husenstein im „Paradies" wanderten, wo wir uns häufig an Gelb- und Weißrüben satt aßen.

Johann Hus, der böhmische Reformator, wurde im Jahre 1369 zu Husinetz geboren, wo er zuerst Prediger war, und später Hofgeistlicher und Beichtvater der Königin Sophie wurde. Als Anhänger und Verbreiter der Lehren des Engländers Wiclef wurde er später vom Bischof von Prag excommuniziert, und erschien auf Einladung am 1. September 1414 auf dem Konzilium zu Konstanz.

Am 28. November wurde er auf Befehl des Pabstes verhaftet, und am Palmsonntag des Jahres 1415 sogar in strenge Haft verbracht.

Bei seinem dritten Verhör am 6. Juli 1415 weigerte er sich standhaft, seine Ansichten zu verläugnen, und seinen Glauben zu verwerfen, und wurde darauf, ohne eines Irrtums überführt zu sein, zum Feuertode verurteilt.

Noch am selbigen Tage, vom Pfalzgrafen Ludwig III. aus Heidelberg, demselben, der den Pabst Johann XXIII. drei Jahre lang in Eichelsheim und in Heidelberg gefangen hielt, aus der Sitzung weggeschleppt, wurde er

draußen am Brühl von pfälzischen Knechten unter schrecklichen Qualen auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Die gewaltigen Husitenkriege waren die direkte Folge dieses schaurigen Dramas. Es war diese historische Tatsache, die ich an jenem bekannten Abende las, und deshalb von unserem geistlichen Herrn gezüchtigt wurde.

Ich wallfahrte gern zum Husenstein, und sah da im Geiste jenes Bauernweiblein vor mir, welches noch zuguterletzt einen armvoll Scheiterholz herbeischleppte, um das grausige Feuer zu schüren, worauf Hus in seiner Todesqual ausrief "O sancta simplicitas".

Mein Leipferdinger Freund Stamm, und der junge Gihr verblieben im Konradiehause; aber keiner von beiden hat es zum Geistlichen gebracht.

Der Letztere, soviel mir bekannt, ist Postbeamter in einem Städtchen des schönen Badnerlandes, der andere zog etliche Jahre später über's große Wasser, wo er im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten als Koch sein Leben fristet.

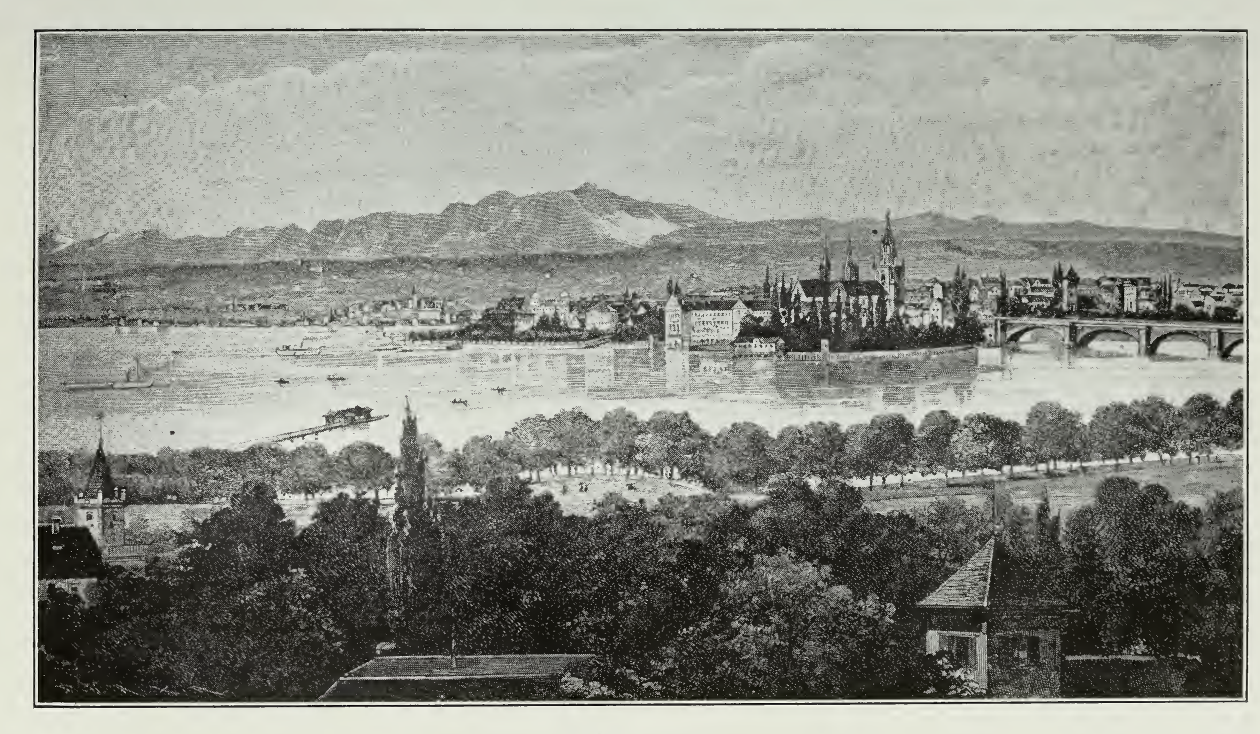
Zur Zeit des Kulturkampfes ging das Haus des heiligen Konrad ein; liebe Erinnerungen knüpfen mich nicht daran.

Mein Ordinarius in der Quinta, dessen Name mir entfallen ist, wurde geisteskrank, und fand in der Anstalt für Irrsinnige in der Illenau, Aufnahme. Unser Director Prof. Schiller unterrichtete uns deshalb im Latein; als ein strenger und gerechter Lehrer, als ein bedeutender Philologe und ein Mensch von tiefem Gemüt, machte er uns alle zu seinen Freunden.

Nach Schluß des Termins hatte ich mich unter 33 Schülern zum zehnten Platze aufgearbeitet. Das Directors-Zimmer, wohin ich auch mehreremale gerufen wurde, befand sich im dritten Stockwerk des ehrwürdigen Baues, von wo aus man eine herrliche Aussicht genoß, auf den See, den Säntis und die Allgäuer Alpen.

Konstanz, (Flavia Constantia) das im 4. Jahrhundert von den Römern gegen die Alemannen angelegt wurde, und der Schauplatz so gewaltiger historischer Ereignisse im Laufe der Jahrhunderte geworden ist, liegt, wie bekannt am Ausflusse des Rheines aus dem Bodensee in einer der reizendsten Gegenden Deutschlands.

Die alte Stadt ist mir in Folge verschiedener Ereignisse so recht an's Herz gewachsen, und mehr wie einmal empfand ich hier, im mittleren Westen Amerikas, ein leises Heimweh nach der schönen, alten Bischofsstadt, nach jener Stätte frühester deutscher Kultur, in der die bedeutendste Liedersammlung aus der Blütezeit der deutschen Dichtung „Die große Heidelberger Liederhandschrift,



Konstanz.

am Hofe des sangesfrohen Bischofs von Konstanz, Heinrich von Klingenberg, 1293—1306" entstanden ist. Auch jetzt sehe ich sie im Geiste wieder vor mir; ich durcheile die altertümlichen mit Quadersteinen gepflasterten Straßen; draußen am Hafen schaut trüb das Konziliumsgebäude zu mir herüber, aber desto freundlicher grüßt drüben im Appenzellerland der Säntis in lachender Schönheit; wie herrlich liegt Meersburg dort, und eine kurze Strecke davon der einstige alemannische Herzogssitz Iburinga, das heutige Ueberlingen. Ganz unten am Ende des See's erblickt man Bregenz mit dem schönen Gebhardsberg, und die untergehende Sonne läßt die schneeige Alpenwelt im Goldglanz erglühen.

Stolz in die Welt hinaus und hoch gegen den blauen Himmel, ragt der schöne byzantinische Münsterturm; — bedächtig durchschreite ich die tausendjährigen Kreuzgänge wieder, ich erkenne dort auf der Insel das alte Kloster der Dominikaner, das heutige Inselhotel, wo Johannes Hus für 87 lange Tage geschmachtet hat. Droben an der Marktstätte, bei jenem breitgiebeligen, mittelalterlichen Gebäude an der Ecke bleibe ich stehen, und werfe wehmutsvoll meinen Blick hinauf zum zweiten Fensterlein des dritten Stockes, wo einst ein kleines Zimmerchen für etliche Monate dem Liebsten, was auf der Welt ich besitz, Herberge gab, und wo kummervoll durchwachte Nächte, und tränenreiche Stunden Zeuge waren tiefsten Herzweh's, und schwerer Seelenschmerzen. — Nur eine kurze Strecke von hier entfernt, steht noch in engem Straßengeviert, das alte starkgebaute historische Barbarossa-Hotel, in seiner Nähe das alte „Wessenberghaus", und in schöner Gothik sieht dort die Stephanskirche zu uns herüber.

Ich wandere hinaus der Schweiz zu gegen Kreuzlingen, und bewundere dort in der Kirche die einzig schönen, berühmten Holzschnitzereien, „Das Leben Christi" darstellend; draußen am Schnetztor betret' ich das Hus-Häuschen, in dem er einst gepredigt und gelehrt, und auch gefangen genommen wurde; dann stehe ich vor dem Schatzkästlein alter Kunst, dem Rathause, und bewundere die herrlichen historischen Fresken, welche die kunstgeübte Hand Friedrich Wagners geschaffen hat. Ich gedenke der großen Zeit, wo in deinen Mauern du schönes Konstanz der Kaiser Heinrich III. im Jahre 1043 den Landfrieden anordnete, wo Friedrich Barbarossa 1183 den Frieden mit den lombardischen Städten schloß, und wo im Jahre 1417 der Papst Martin V. gewählt wurde. Du herrliches Städtebild, du blauer See, ihr mächtigen Schneeberge, ihr saftigen grünen Matten, und ihr stillen Dörfer ringsum die klaren Fluthen, für immer will ich euch in liebender Erinnerung behalten.

Donaueschingen.

Und nun wollen wir Einkehr halten im Fürstensitz in der alten Bertholdsbaar.

Donaueschingen, die Residenz der Fürsten von Fürstenberg wird schon urkundlich genannt zur Zeit der Karolinger; im Jahre 889 schenkte König Arnulf diesen Ort der Kirche zu Oberzell auf der Reichenau, von wo er im 13. Jahrhundert in den Besitz der Herren von Blumeneck gelangte. Später, aus der Hand der Habsburger, kam die Stadt am Donauquell durch Kauf an die Grafen von Fürstenberg.

Ungefähr zwei Stunden von Donaueschingen entfernt, in südwestlicher Richtung liegt der stolz in die Baar hineinschauende Stammsitz Derer von Fürstenberg. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, es war anno 1841 brannte die Burg und das Dorf völlig nieder; häufig noch hörte ich meinen Vater erzählen von dem großen Brand oben auf dem Berge.

Das Schloß wurde vom Grafen Heinrich dem ersten, dem Stammvater des Hauses in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erbaut. Dieser Heinrich, der zuerst den Namen Fürstenberg annahm, war ein Nachkomme der alten Grafen von Freiburg und von Urach. Er war der dritte Sohn des Grafen Egon V. von Urach und erhielt als Erbe von diesem Villingen Haslach und Fürstenberg; ein anderer Sohn wurde mit Freiburg i. B. belehnt. So entstanden zwei Linien, die nach Jahren wieder in andere abzweigten, wie in die Kinzigtaler, die Heiligenberger-, die Mößkircher- und die Stühlinger Linien.

Die hervorragendsten im Laufe der Zeiten wurden die Heiligenberger. Graf Hermann Egon wurde 1664 in den Reichsgrafenstand erhoben, und erhielt drei Jahre später Sitz und Stimme im Reichsfürstenrat.

Als diese Linie mit Fürst Anton Egon ausstarb, ging die Reichsfürstenwürde auf die Kinzigtaler-Mößkircher Familie über, um dann später in die Hände der Stühlinger zu gelangen. Diese teilte sich wieder in zwei Zweige, einem fürstlichen mit Jos. Wilh. Ernst als Haupt, und einem landgräflichen in Mähren und Oesterreich mit Ludwig August Egon an der Spitze.

Die schwäbische Linie blühte besonders, und Kaiser Franz I. gab ihr den erblichen Fürstentitel für alle ehelichen Söhne.

Im Jahre 1804 erlosch auch diese mit Karl Jachim und alle Güter fielen an die fürstlich böhmische Subsidial-Linie, die heute noch besteht.

Das Fürstentum wurde im Jahre 1806 mediatisiert, und kam unter die Oberhoheiten von Baden, Württemberg, Oesterreich und Preußen-Sigmaringen.

Doch noch einmal erstand die alte Glorie und der Glanz des Fürsten-



Fürstenberger Garde, Juni 1881.

tums wieder, als im Jahre 1881 der Erbprinz, der einzige Sohn Karl Egons mit seiner Braut, einer Herzogin von Sagan in Donaueschingen seinen Einzug hielt.

Die alte Fürstenberger Garde wurde noch einmal in ihrer ganzen Größe und Pracht in's Leben gerufen, und tat für eine Woche Ehrendienste im Schloß. Gegen 100 Bürger der Stadt, unter dem schneidigen Kommando meines Bruders Julius opferten Monate lang Zeit und Mühe zum Exerzitium, und gar strammen Dienst hat die alte Fürstenberger Garde in ihrer kleidsamen weißen Uniform mit den hohen Helmen unter ihrem tüchtigen Hauptmann, dem jungen Fürstenpaare geleistet.

Einer der Offiziere war der weit im badischen Oberlande bekannte Oekonom und Posthalter Schaller, ein langjähriger Freund und Vertrauter unserer Familie.

Gar manch' ein namhafter Held, eine stattliche Zahl Feldherrn und Staatsmänner, auch hervorragende Geistliche und Bischöfe aus dem Hause Fürstenberg, sind in der Welt bekannt und berühmt geworden ; so z. B. in der neueren Zeit Fürst Karl Egon, der am 28. Oktober 1796 zu Prag geboren wurde. Er war Standesherr in Baden und Württemberg, ein Schwager des Großherzogs Leopold von Baden, und trat 1831 auf jenem denkwürdigen Landtag vermittelnd zwischen Fürst und Volk ; er kämpfte für das Recht der Preßfreiheit und nahm als Vizepräsident der Kammer und ats tüchtiger Redner eine führende Stellung ein.

Während der Revolution von 1848 wurde er aufs heftigste angegriffen-worauf er von der Kammer ausschied, und sich ausschließlich der Kunst und Wissenschaft hingab.

In seiner berühmten Hofkapelle dirigirten Konradin Kreuzer und Wenzel Kalliwoda, der letztere ist bekanntlich der Komponist des „Deutschen Liedes". Auch in seinem Hoftheater hatte er ein Ensemble bedeutender Künstler versammelt.

Ihm folgte sein Sohn, KarlEgon, geboren im Jahre 1820, ein gnädiger, Fürst, ein leutseliger, überaus beliebter und großherziger Herr, an welchen ich mich noch sehr wohl erinnern kann, und der jedesmal die Vorstellungen unserer „Thalia" mit seinem Besuche beehrte. Mit dem Tode seines einzigen Sohnes, des eben erwähnten Erbprinzen, der kinderlos in schönstem Mannesalter starb, erlosch die fürstliche Linie Donaueschingen, und das Haupt des fürstlich-böhmischen Zweiges, ein Freund des deutschen Kaisers, Fürst Max Egon, residirt jetzt im Schloß bei der Donauquelle.

Großartige Schöpfungen, weltbekannte und berühmte Sammlungen, herrliche Anlagen und Bauten haben die Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen, das nun für eine lange Reihe von Jahren uns Heimstätte bot, geschaffen.

Unsere Leute bezogen Wohnung in der Konditorei von Otto Guldin, einem fleißigen, strebsamen und lebensfrohen Manne, der Tag und Nacht nicht ruhte, um sich Stellung und Wohlstand zu erschaffen. Guldin war ein leidenschaftlicher Sänger und nebenbei ein famoser Gesellschafter. Er, sowie seine brave, tüchtige Frau, die ihn redlich in seinem Bemühen unterstützte, stammten oben aus der Seegegend, aus dem Städtchen Markdorf. Trotz schwerer Arbeit, trotz Tüchtigkeit und Umsicht ist Guldin doch kein reicher Mann geworden. Er verkaufte später sein Geschäft und setzte sich in Rastatt zur Ruhe nieder. Wie so Viele, die in der Jugend von der heimatlichen Scholle weggezogen sind, hat es auch ihn im Herbste des Lebens wieder zurückgeführt, dorthin, wo er der Jugend Traum erlebt, nach dem Heimatsdorfe, und dort im stillen Vaterhaus ist er im vorigen Jahre erst gestorben. Viele glückliche Stunden hat er mich einst in seiner Backstube erleben lassen, wofür ich ihm heute noch Dank wisse. Möge er jetzt die Ruhe gefunden haben, die er im späteren Leben vergebens gesucht hat.

Wir bewohnten mehrere Zimmer im zweiten Stock eines dem Hauptgebäude angereihten Hauses, vor welchem ein hübsches Gärtchen angelegt war. Ich nahm Quartier oben in der Mansarde, wo ich manch' freudige, doch auch viele bittere Stunden habe erleben müssen.

Vorn im Hauptbaue wohnte ein dickleibiger, vollbärtiger Gymnasiumsprofessor mit seiner sehr aristokratischen Frau und Tochter, der, wie ich bald erfahren sollte, der Ordinarius meiner Klasse war.

Ich fand mich in der Stadt sehr bald zurecht, da sie mir ja nicht fremd war. Wievielemale sind mein Bruder Julius und ich mit dem großen Leiterwagen durch diese Straßen gefahren, um in der fürstlichen Brauerei, den Bedarf an Bier für die Wirtschaft in Aulfingen zu holen!

Wie oft mußten wir inmitten der Nacht oder beim Grauen des Morgens mit unseren Schimmeln losziehen, um zeitig für andere Arbeit wieder zu Hause zu sein!

Am Gymnasium.

Das alte Gymnasiumsgebäude lag auf erhöhtem Platze, gegenüber der zweitürmigen Pfarrkirche — eine Nachahmung der Klosterkirche in St. Gallen — ganz in der Nähe des Einganges zum fürstlichen Park, an der Ostseite der Guldin'schen Konditorei.

Es war ein $2\frac{1}{2}$stöckiger Bau mit sehr hohem und schrägem Ziegeldach, an die Spätgotik erinnernd.

Mehrere Steintreppen führten zum Eingange hinauf nach den unteren Räumlichkeiten, wo auf der rechten Seite der Musik- und Zeichensaal, auf der linken aber die Klassenzimmer der Sexta und Quinta lagen.

Der Klassenlehrer der Sexta war ein geistlicher Philologe; er hieß Karlein, und wurde später Stadtpfarrer in Pfullendorf.

Er unterrichtete uns in der Religion, und las am Sonntag Morgen um 8 Uhr die Studentenmesse. Ein kleines Männchen war dieser Professor Karlein, mit intelligentem Kopf, und einer dicken Brille über den feurigen Augen. Im Umgang außerhalb der Schule war er freundlich und wohlwollend, im Klassenzimmer aber um so bissiger und bitterer; ich war froh, daß ich nicht viel mit ihm zu tun hatte; er gebrauchte mitunter Ausdrücke den Schülern gegenüber, die einem preußischen Unteroffizier sogar alle Ehre gemacht haben würden.

Der Klassenlehrer der Quinta war eben jener starkbeleibte Professor Bühler, dem wir Jungens oft das Leben sauer genug gemacht haben.

Mit Ausnahme von Mittwoch und Samstag erteilte er uns täglich 2 Stunden Latein und zweimal in der Woche deutschen Unterricht und Geographie.

In seiner Klasse befanden sich nur 8 Schüler, an deren Namen ich mich aber nicht mehr völlig erinnern kann. Es waren diese der Sohn des Oberamtsrichters Zepf, sowie zwei durchtriebene Bengels, Namens Willman und Wittman, der junge Riehm, dessen Vater beim Direktor Prestinari, dem Kanzler und Allgewaltigen des Fürsten, angestellt war, sowie der Sohn des Schuhmachers Haas, der im Jahre 1874 mein Mitschüler wurde.

Wenn ich meine Schulzeugnisse durchsehe, so finde ich, daß ich während

des ganzen Jahres als Zweiter in der Klasse saß; die Lateinnote allein machte mir den Primus-Sitz streitig, den der sehr talentvolle Junge, eben unser Hugo Haas behauptete.

In den Realfächern unterrichteten uns die Professoren Steurer und Dr. Rud. Schneider, welch' Letzterer für sechs Jahre mein Lehrer blieb, und für den ich heute noch die größte Bewunderung hege.

Der Gewerbeschulhauptlehrer Werner gab uns Zeichenunterricht, und der alte Hauptlehrer Kupferschmied versuchte hart genug im Singen uns heranzubilden.

Der Direktor der Anstalt, Dr. Winnefeld lehrte nur in den beiden Klassen der Secunda, und zwar die klassischen Sprachen. Er hatte, wie ja meistens alle Professoren einen Sondernamen besitzen, den Beinamen „Kamuckel" und besaß die Gewohnheit, beim Sprechen mit der Zunge an den Zähnen anzustoßen, wobei er natürlich jedesmal, wenn er die Klasse besuchte und anredete, verlacht, und verspottet murde. Nun zurück zur Familie.

Wie ich schon Anfangs angeführt habe, war unsere gute Tante, das liebe „Bäsle" eine gerne betende und gerne wallfahrende Katholikin. Im Frühjahr, ich glaube es ist im Mai, feiert man droben in Radolfszell, der Hauptstadt im Hegau, wo Victor Scheffel sein Domizil an der Seehalde aufgeschlagen, und „wo Gottes Sonne frei und licht über die blaue Flur in alle Fenster hineinleuchtet", wie der Dichter selbst sagt, und allwo einst Pabst Johann XXIII. als Gefangener im Kerker saß, — das Fest der „Hausherren", welches von der Bevölkerung der Stadt und den umliegenden Hegaudörfern stark besucht, und mit großem Hochamt und interessanter, reichhaltiger Prozession gefeiert wird.

Meine Tante, mein Bruder Franz und ich verließen an einem schönen Maientage mit dem Frühzug unsere Stadt zum Hausherrnfest bei der Zelle des Bischofs „Ratolfs von Verona" (Cella Ratolfi.) Dieser Ratolf (830) war ein edler Alemanne, aus dem Geschlechte der Grafen aus der Bertholdsbaar. Es war ein goldener Frühlingsmorgen, wie man sie eben nur im Hegau findet, und herrlicher Sonnenschein lag über dem blauen Wasser des Untersees. Während unsere Tante im Münster ihre Andacht verrichtete, und an der Prozession betend teilnahm, saßen wir beide ebenfalls andächtig im Wirtshaus „Zur Hölle" und in der Restauration am Bahnhof. In seinem bekannten Hegaulied schildert Eduard Presser auch das Fest der Hausherren in sinniger Weise, indem er dichtet:

„Im alte Zell am Untersee
Ist d'Gegni schö' wie niene meh
De See ist hell, sowie Cristall
Und lustig ist es überall.

Jo b'sunders am Husherrefest
Do chummet d' Lit vo Ost und West
Doch statt i d' Kirche goht i d' Hell
En menge Gast im alte Zell."

Wir schrieben vorher an unsern Soldaten Julius in Konstanz, mit uns in Radolfszell zusammenzutreffen.

Der bestimmte Konstanzer Zug kam an, aber ohne unsern Bruder. Wir fragten etliche aussteigende Soldaten nach dem Verbleib unseres Füsiliers. Einer versicherte uns, daß er ihn kenne, und daß er heute aber Kasernendienst hätte.

Wir drei beschlossen sofort, mit dem allernächsten Zuge schnurstracks nach Konstanz zu fahren, wo wir in der Kaserne erfuhren, daß Julius schon früh am Morgen nach Radolfszell gefahren sei, und wir ihn demgemäß am Bahnhof vermißt hatten.

Gegen Abend war es, als wir die Rückreise antraten, und am Bahnhof in Radolfszell sahen wir den Gesuchten auf den Zug wartend. Er stieg rasch in unseren Wagen ein, und konnte ein halbes Stündchen wenigstens, bis zur Station Singen noch mit uns zusammensein. Daß uns die Wallfahrt zu den vier Hausherren durch diesen Zwischenfall verdorben wurde, ist nach Ansicht unserer Tante der Besuch in der „Höll" die Schuld gewesen. Aus der Stadt Radolfszell stammt auch der erste Kosmograph der Welt. Martin Walzenmüller oder Waldsee Müller (Martinus Hylacomilus) der Amerika den Namen gegeben, und in St. Die' in den Vogesen an einem Gymnasium im Anfange des 16. Jahrhunderts gelehrt hat.)

Im Spätsommer 1874 wurden oben in der Baar und im angrenzenden Schwarzwald die Manöver der 29. Division abgehalten, und so war es naturgemäß, daß ich, solange die Uebungen in unserer Nähe gemacht wurden, tagtäglich auf dem Manöverfelde war, da wir während dieser Zeit die großen Ferien hatten. Ich befand mich gewöhnlich in der Nähe des 6. Regimentes, wo mein Bruder Julius diente. Bei Hüfingen, in der Nähe der sogenannten Römerbäder, auf einer kleinen Anhöhe, war es mir vergönnt, das erste Bivouak mitzumachen.

Trotz Regen und Schmutz, blieb man bei lustigem Wachtfeuer bei den Soldaten, bis spät am Abend; und nie vergesse ich den Eindruck, den der Zapfenstreich um 9 Uhr auf mich machte. Die Soldaten standen Kompagnieweise bei ihren resp. kreisförmigen Lagerstätten und mehrere Regimentskapellen spielten zusammen einen Choral, der herrlich in die stille finstere Nacht hineintönte. Nach dem Kommando „Helme ab zum Gebet" verließen wir das Manöverfeld und tiefe Ruhe herrschte nun in allen Lagern.

Ich erwähnte eben die sogenannten Römerbäder, deren Entdeckung seinerzeit viel Aufsehen erregten. Daß die Römer nach der Schlacht am Bodensee den Quellen der Donau zuzogen, und dort einen Teil der 11. Legion stationirten ist bekanntlich Tatsache. Hüfingen mit seiner schönen hügeligen Umgebung und dem klaren Wasser der „Brege" bot den Römern Aufenthalt, wie die Funde an dem Hügel dort bezeugen. Der Ort kam durch Rudolph I. an das Haus Fürstenberg, das daselbst ein Schloß erbaute. Zur Zeit der Bauernkriege, wo man den armen, geplagten, im Leben sich kaum einmal sattgegessenen Menschen das Spottlied sang:

„Der Bauer ist an Ochsen statt
Nur daß er keine Hörner hat"

kam Hüfingen und die Feste Fürstenberg sowie beinahe die ganze Baar in die Hände des Führers der Schwarzwälderbauern, Hans Müller von Bulgenbach, eine der großen Gestalten jener Zeit.

Doch die ungezügelten und ungeordneten Haufen der Bauern wurden durch Graf Felix von Werdenberg, dessen Stammburg im oberen Rheintal steht, zerstreut, und Felix Müller wurde zu Laufenburg am Rhein geköpft. Die Werdenbergs waren ein Zweiggeschlecht der rhätischen Grafen von Montfort. Hugo II. von Werdenberg wurde von Rudolf von Habsburg mit der Grafschaft Heiligenberg belohnt. In weiblicher Linie existiert das Geschlecht heute noch in dem Fürstenhause von Fürstenberg.

Während des 30jährigen Krieges wurde Hüfingen vom Grafen Pappenheim belagert und zerstört, später von den Bürgern und dem Fürstenhause aber wieder aufgebaut. Seit 1865 ist hier ein bekanntes Landeshospital, das einst einen Mann beherbergte, der mir im Leben nahe gestanden, und der dort auf drastische Weise sein Dasein endete.

Es ist Franz Joseph Rasina, ehemaliger Großkaufmann und Waisenrichter in Donaueschingen. Als ich ihn kennen lernte, war er schon ein Mann in vorgerückten Jahren, mit einem intelligenten Kopf und kurzem Halse, und

langen, auf die Schultern herabhängenden Haaren. Er ging etwas gebückt und hatte stets den Krummstock in der Rechten. In den siebenziger und achtziger Jahren war er ein intimer Freund meines Vaters, und verkehrte fast täglich in unserem Hause zum Discurs und Kartenspiel.

Rasina studierte in seiner Jugendzeit die Rechte und wie soviele begeisterte Musensöhne wurde auch er in den Strudel der Revolution von 1848 hineingezogen, und erwarb sich die Freundschaft von Lorenz Brentano; er mußte mit diesem die Heimat verlassen, um drüben im freien Amerika eine neue Wohnstätte zu suchen. Im Staate Ohio wurde er Hausirer, Aufwärter, Weinhändler und dergleichen; kehrte aber, da die badische Regierung keine Anklage gegen ihn erhob, später nach der alten Heimat zurück.

Er war Idealist und ein Schöngeist, und obwohl er von Jenen, die ihn nicht verstehen konnten oder wollten, verlacht und bespöttelt wurde, ließ er nie von seinen Idealen ab, und konnte sich immer und immer wieder für das Menschliche, das Schöne und Edle begeistern.

Er schrieb Gedichte, auch Aufsätze politischen Inhaltes, und im Jahre 1880 eine Broschüre „Plaudereien vom Hohentwiel herab", die sowohl ein geschichtliches Studium verrät, als auch von urwürzigem Humor und beißender Satyre durchwachsen ist.

Als ich im Jahre 1882 nach dem fernen Amerika auswanderte, gab er mir Empfehlungsbriefe mit an Hecker und Lorenz Brentano, worin er mir nette Komplimente machte, und mich dem Wohlwollen der Beiden empfahl. Der eine der Briefe ist heute noch in meinem Besitze mit mehreren anderen, die er mir im Laufe der Jahre geschrieben hat.

In einem meiner Schreiben an ihn erwähnte ich die Ankunft eines Töchterchens in meiner Familie und er schrieb mir darauf folgenderweise:

„Ihnen zuerst wünsche ich viel Glück und Segen zur Geburt Ihrer kleinen Tochter, die Sie zu Ehren Ihrer Mutter selig mit dem Cognomen Lillie Katharina tauften. Ich habe in meinem langen und bewegten Leben immer erfahren, daß diejenigen, die ihre Eltern ehren, Glück haben werden auf Erden. Hoch lebe ad interim die junge Lillie Katharina, die freigeborene, nordamerikanische Weltbürgerin. O! Du freies, du stolzes und du glückliches Amerika, warum kann ich dich nicht zur Heimat haben?"

Diese wenigen, kernigen Worte, diese nette Andeutung auf die Elternliebe, bezeugen den Charakter des braven Mannes, und lassen durchblicken, daß Kummer in seiner Seele saß.

Später kennzeichnet seine politische Gesinnung der folgende Passus in einem seiner Briefe an mich:

„Wir Deutschen sind noch immer sehr ruhig und zufrieden, und obgleich die Milliarden von 1870—71 uns nicht reich gemacht haben, so dürfen wir uns doch wenigstens gemütlich daran erfreuen, und dabei denken, daß der Michel immer noch grob und plump und derselbe Schlafkolderer geblieben ist.“

Rasina hatte Wohnung und Pflege im Hause seines Neffen, der ebenfalls die Kaufmannschaft betrieb, und in der Stadt für sehr wohlhabend galt. Im hohen Alter schien kein Plätzchen mehr für den armen Onkel im Rasinaschen Hause übrig zu sein, und der unglückliche Mann bekam ein Stübchen angewiesen im Landesspital Hüfingen. Mein Vater besuchte ihn dort fast jede Woche, aber trotz der guten Fürsorge die er in der Anstalt empfing, fühlte er sich „als Spitäler“ unglücklich, und eines schönen Morgens fand ihn die Wärterin erhängt in seiner Stube; — ein bewegtes Leben hat ein trauriges Ende gefunden. Dem alten Franz Joseph Rasina, dem langjährigen Freunde meines Vaters, dem begeisterten Idealisten werde ich ein treues Andenken bewahren.

Nach der nächsten Klasse promoviert, durfte ich einen Teil meiner Ferien oben im tiefen Tannendunkel des Schwarzwalds verleben. Mein Bruder Franz beaufsichtigte den Straßenbau Peterzell—Koenigsfeld und wohnte im Hotel des bekannten Luftkurortes Koenigsfeld, einer Herrnhuter-Genossenschaft, die 1806 gegründet wurde.

In Mönchsweiler, einem hochgelegenen, von prächtigem Tannenwald umgebenen großen Marktflecken, wo die schwarzwälder Mädle jenen sonderbaren Kopfputz „Das Scheppele“ tragen, trafen wir auch die 9. Kompagnie des Regiments 114 im Quartier und fidele Stunden haben wir unserem Soldaten und seinen Freunden oben im Schwarzwald verschafft.

Die Herrnhuter, auch „mährische Brüder“ genannt, erstreben die Wiederherstellung der Reinheit und Einfachheit der apostolischen Kirche an. Für über 100 Jahre wurden sie grausam verfolgt, und da die meisten Gemeinden in Folge dessen nach Georgia und Pennsylvanien in Nordamerika auswanderten, so findet man sie heute nur vereinzelt in Deutschland.

Ihr Hauptsitz Herrnhut in Sachsen wurde von dem Pietisten Graf Nicolaus von Zinzendorf im Jahre 1727 gegründet, der auch die Herrnhutergemeinde in Bethlehem, Pa., in's Leben rief.

Zwanzig Jahre später kamen über 1000 Anhänger der Sekte im Staate Pennsylvanien an, und gründeten daselbst unter der Leitung ihres Führers



Scheppele Mädels.

Bischof Spangenberg mehrere Kongregationen, die zu blühenden Gemeinwesen heranwuchsen, und von wo aus die Pioniere in's Land zogen, um den Wilden das neue Gottesevangelium zu verkünden.

Streng und züchtig lebten auch die Bürger der Gemeinde Koenigsfeld; sie enthielten sich der stark alkoholischen Getränke, verwarfen den Eid, den Krieg und jede Art von Rache, sowie die Ehescheidung und die Uebernahme von obrigkeitlichen Aemtern. Von Klagefällen, selbst von kleineren Vergehen gegen das Gesetz, hat man in dieser Genossenschaft selten etwas gehört. — Die Lehrer und Vorsteher der verschiedenen Aemter dienten pflichttreu und gewissenhaft ohne irgendwelche Entschädigung.

Ich habe selten auf dem Schwarzwald schöneren Waldstand beobachtet, als gerade hier in der Gegend zwischen St. Georgen und Mönchsweiler. Hinter der berühmten Erziehungsanstalt in Koenigsfeld sind Buchen, Tannen und Eichenwaldungen die ihresgleichen an Schönheit suchen. Wenn man da früh Morgens in diesen sauberen, gepflegten Baumstand hineintritt, wird

man überwältigt von der Schönheit der schlanken Tannen und der weitästigen Buchen, und wie wohltuend ist da der Harzgeruch und die Stille in diesem schweigsamen atemlosen Dom der Natur.

Hier in diesem Wald muß man empfinden und sagen, hier ist mein Gottesdienst, wo in den Wipfeln der Bäume wie Orgelton es rauscht, wo die zwischen den Tannen durchbrechenden Sonnenstrahlen Hallelujah singen, und das lustige Gezwitscher der Waldvögel des Pfarrers Predigt ersetzen — doch nun fort mit dieser Elegie und heimgekehrt in's staubige Klassenzimmer.

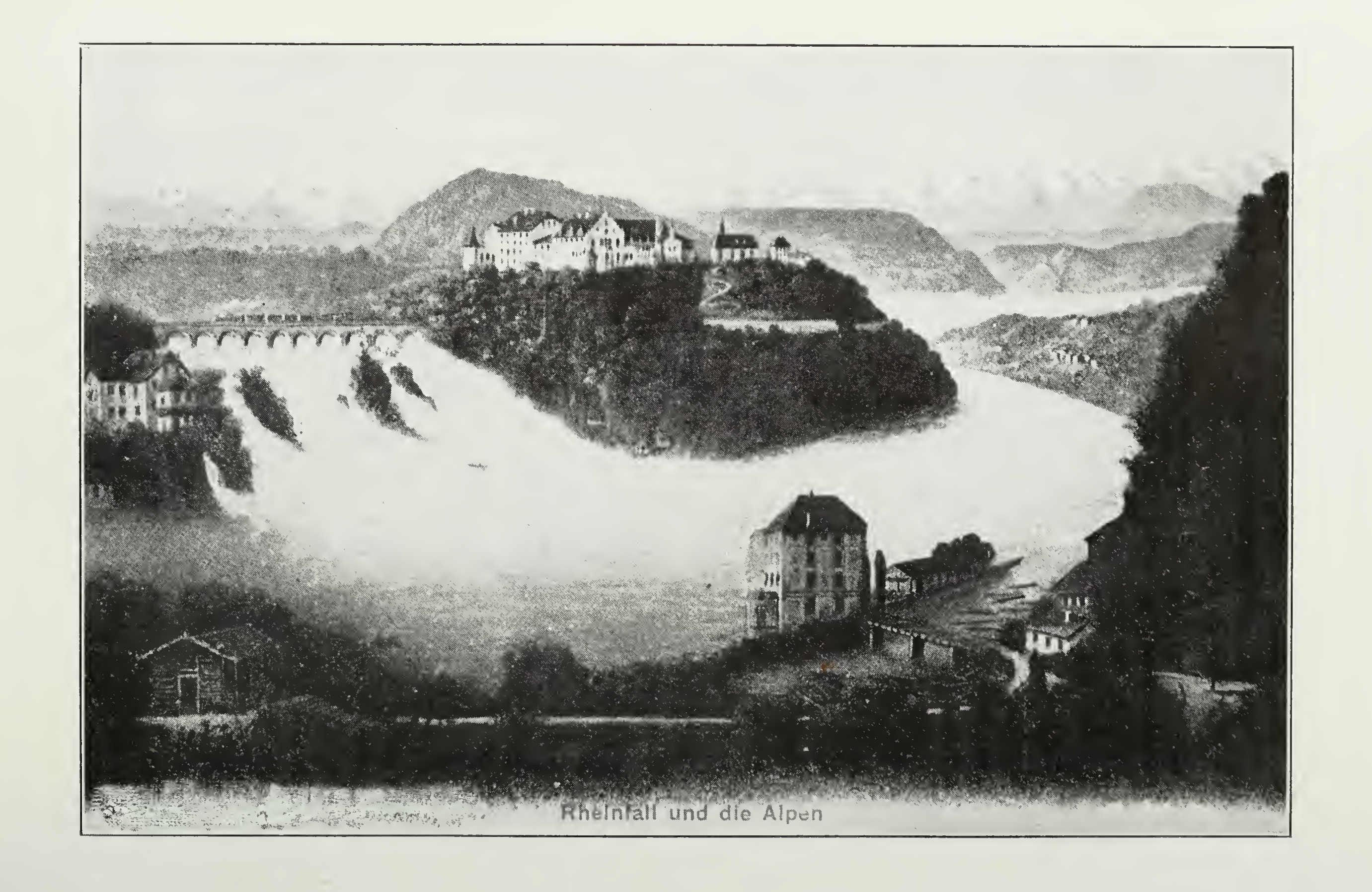
Wir lasen in diesem Schuljahre die Metamorphosen von Ovid unter Professor Steurer, einem schlichten braven Manne mit rotem Vollbart, der oben bei Flaschner Reuter (dem Reuterbock) wohnte. Außerdem unterrichtete er uns in der Geographie und im Deutschen.

Französisch lehrte ein bildhübscher junger Geistlicher, Kaplan Bader, der ehedem in Rastatt war, und als Feldgeistlicher den Krieg gegen Frankreich mitmachte. Leutselig, gemütlich und jugendfrisch, war er einer der beliebtesten Lehrer der Anstalt.

In späteren Jahren, als ich meinem Militärdienst genügte, traf ich ihn als Gefängnißpfarrer in Freiburg, wo ich verschiedenemale mit ihm in den schönen Biergärten Freiburgs beim Schoppen saß, und wir uns der Zeiten in Donaueschingen erinnerten. Wenn die unduldsamen Herren Sektenprediger in Amerika auch nur einen Bruchteil der Vernunft und der Toleranz dieses Seelenhirten besitzen würden, so hätten wir nicht den häßlichen Kampf gegen das Ungeheuer der Prohibition beständig zu führen.

Im Juni des Jahres 1875 machten die Schüler der Anstalt mit sämmtlichen Lehrern einen Ausflug nach Schaffhausen und dem Rheinfall. Hier in dieser alten Stadt am grünen Rhein verbrachte ich im vorigen Jahre meine Osterferien, und bin manche Stunde mit meinem Freunde Gottfried Habich droben am Schloß Laufen, und unten am Rheinfall gesessen.

Staunend blickte ich da in die zischenden und tobenden Wirbel, die über die hohen Felsen hinwegstürzen, und als brodelnder Gischt zur Tiefe fallen, dort in Flimmermassen zerstäuben, um dann in herrlicher Schönheit die Farben der Iris über die Burg von Laufen und die Gebäude bei Neuhausen heraufzaubern. Wenn man da sitzt und schaut und staunt, da kommen Einem unwillkürlich Scheffels Verse aus seinem Juniperus in's Gedächtniß.



Rheinfall und die Alpen

„Das sind die Donner Gottes, die hier hausen,
Das ist, milchweiß ein Schaumgestieb der Wogen,
Von Irisglanz neunfarbig überflogen,
Der Fall des Rheines im Tale von Schaffhausen.“

Der Zufall, oder das Glück traf sich, daß nach dem letzten Manöver mein Bruder Julius von seinem Regiment in Konstanz, zum Bezirkskommando in Donaueschingen, das draußen im Schwanen zu Allmendshofen seinen Sitz hatte, beordert wurde. Franz der älteste war als Bauführer bei der Großh. Wasser- und Straßenbau-Inspection angestellt, welcher der Baurat von Kageneck als Chef vorstand. So kam es, daß mit Ausnahme der in Kirchen verheirateten Schwester Frieda unsere Familie bei den Quellen der Donau wieder vereinigt war, und frohe Tage hielten Einzug in der bescheidenen Wohnung am Buck. Bevor ich diese, und das Leben daselbst in kleinen Zügen schildere, will ich einen kurzen Abstecher machen zu meiner Schwester und ihrem Manne im Sternenwirtshaus zu Kirchen.

Nebst der Landwirtschaft lagen der jungen Frau die Unannehmlichkeiten, und die Sorgen des Wirtsbetriebs am Herzen; unendlich wenig Glückseligkeit, dafür aber sehr viel Arbeit und bittere Erfahrungen und Enttäuschungen im Haushalte, hat sie erleben müssen. Der Sternen, ein typisches Bauernhaus, lag in der Mitte des Dorfes. Zur Rechten des Eingangs befanden sich, wie es in alemannischen Ortschaften allenthalben zu beobachten ist, Scheune und Stallungen; zur Linken die Wirtschafts-Räumlichkeiten und die Küche; im zweiten Stock waren die Fremden- und Schlafzimmer, die Kammern und dergleichen Räume.

Das Dorf selbst liegt in schöner Lage, in gesegneter Gegend am Fuße des Längeberges, auf dem die kleine Antoniuskapelle, die ich früher schon erwähnt habe, der Andächtigen harrt, und wo ich einst als kleiner 12jähriger Junge meine Schwester Frieda, und unser gutes Bäsle, kurzwegs verläugnet habe.

Die beiden hatten zu dem Schutzheiligen Antonius in solchem Eifer gebetet, daß sie von der anstrengenden Arbeit und der Schwüle des Tages ermüdet, beständig mit dem Kopfe nickten, und in aller Seelenruhe den Schlaf des Gerechten schliefen. Ich schlich mich verstohlen von meiner Bank weg, wo ich für eine Stunde, wenn auch ungern habe knieen müssen, — viel Beten und auf den Knieen rutschen, war nie meine Lieblingsarbeit gewesen, — und setzte mich draußen vor der Kapelle unter die große Linde, und ließ Aug' und Gedanken hinüber zum Stettener Schlößle, und das schöne Tal auf- und

abschweifen, und simulirte, wo ich wohl den Groschen auftreiben könnte, um von der Alten unten am Berg ein Pfund Kirschen zu erhandeln. Eine Andächtige, die ihr Gebet eben beendigt hatte, und uns drei zusammen im kleinen Kirchlein bemerkte, trat auf mich zu, fragend, wer die beiden Schläferinnen da drinnen wären; worauf ich ihr prompt die Antwort gab, daß ich mit jenen Zweien in der Kapelle keine Gemeinschaft hätte, und nicht wüßte, woher sie kämen.

Ich habe mich dieser Antwort halber nie des Unrechttuns angeklagt.

Wie alle Ortschaften in der Baar, ist auch das Dorf Kirchen sehr alten Ursprungs. Ein Graf Isanbart schenkte es urkundlich anno 806 dem Kloster des heiligen Gallus — er nannte es „mein Erbgut in Kirchheim an der Aitrahe." Von den St. Galler Mönchen kam Kirchen in die Hände der Fürstenberger und nach der Mediatisirung des Fürstenhauses, an Baden.

Im Jahre 1875 hatte meiner Schwester Mann, Binninger, die Gelegenheit, sein Anwesen mit Feld und Gebäulichkeiten zu verkaufen, worauf er sich ebenfalls mit seiner Familie in Donaueschingen ansäßig machte, indem er die den katholischen Krankenschwestern gehörigen Gebäulichkeiten, die man den Fürstenbergerhof nannte, käuflich erwarb.

Dieses Anwesen bestand aus zwei großen Häusern, einem breiten Zwischenhof und Gärtchen und lag am Ostende des fürstlichen Parks im sogenannten Kaffeewinkel; und da das Anwesen ehedem in Händen katholischer Schwestern war, hieß man unsern Schwager Binninger kurzweg „S' Klosterbürli."

Unsere Familie, die vor Jahresfrist noch nach allen Teilen der Windrose zerstreut war, hat nun das Schicksal hier oben in der Baar wieder vollzählig zusammengeführt.

Mein Klassenzimmer im Gymnasium lag im zweiten Stock; links von diesem waren die Stuben der Sekunda, und der Ostseite zu, die Zimmer der Tertia. Neben der Obertertia befand sich das geräumige Laboratorium, und oben im dritten Stockwerk das Konferenzzimmer des Lehrerkollegiums, die geräumige Bibliothek, und die Wohnung des Schuldieners Meier. Director Winnefeld wurde am Schluß des Schuljahres an eine andere Anstalt versetzt; sein Nachfolger wurde Professor Emanuel Forster vom Gymnasium in Rastatt.

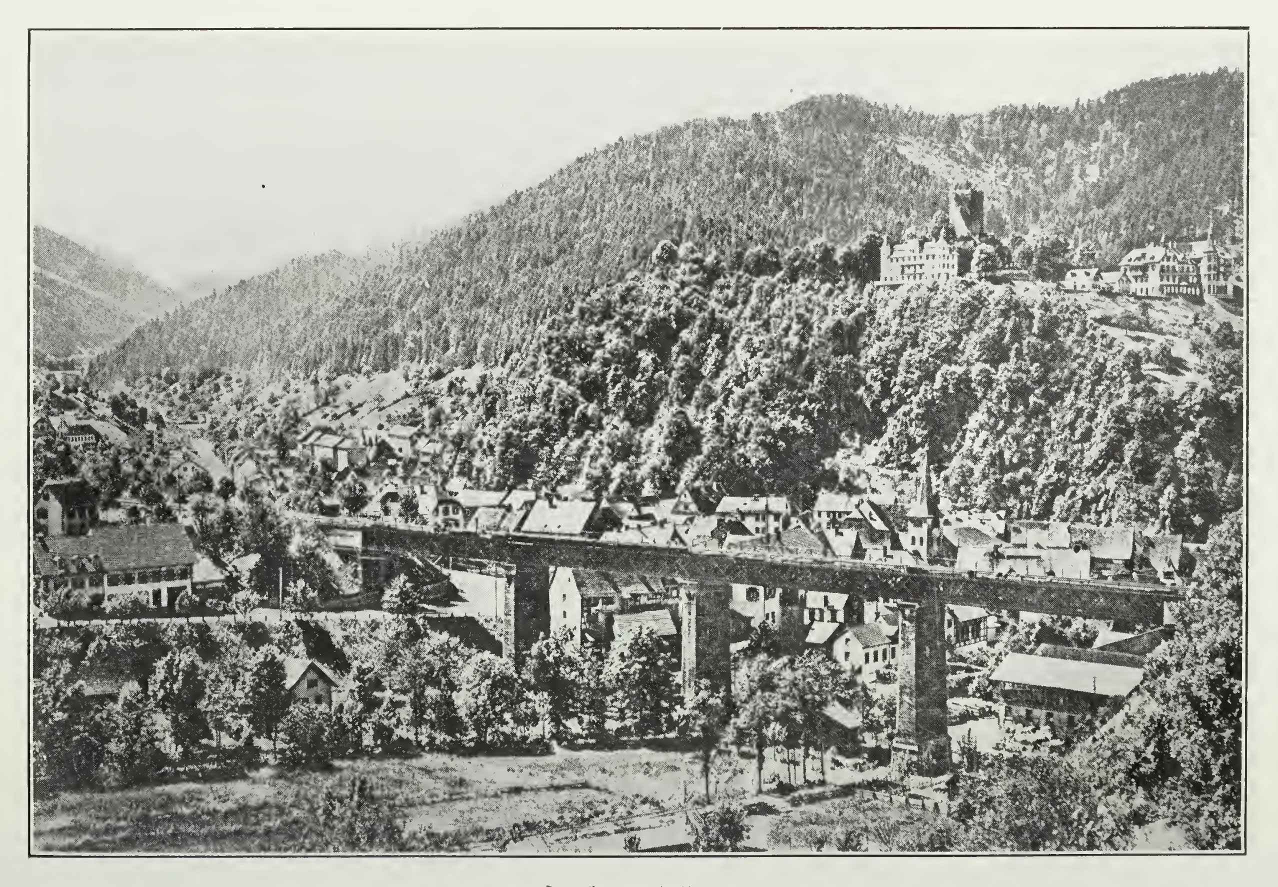
Als sechster unter 18 Schülern bekam ich meine Promotion nach Tertia b, und erhielt als Ordinarius den größten Tyrannen, den gehässigsten Menschenschinder, dem ich im Leben begegnet bin. Professor Meichelt plagte und drangsalirte uns derart, daß uns mitunter das Leben entleidete. Ich glaube nicht, daß ich in den vielen Jahren meines Beobachtens einen Menschen habe

kennen lernen, der auf solche häßliche Weise wie dieser, zu schimpfen, zu quälen, und zu schinden wußte. Jede Minute machte er uns zur Hölle mit seinen Spitzfindigkeiten, seinen gehässigen Pedanterien, und seinen rohen Beschimpfungen. Wir lasen das erste Buch "De Bello Gallico" und wie oft und wie gründlich habe ich da den Julius Caesar verflucht, den ich in späteren Jahren doch so gerne gelesen habe. Auch Griechisch lehrte er uns, und in jeder Stunde bei ihm erlitten wir Höllenqualen. Wie Vielen hat er das Studium entleidet, und wie manchen tüchtigen jungen Mann hat seine Menschenschinderei von der Anstalt vertrieben!

Professor Meichelt war kein Erzieher der Jugend; er verstand es nicht, die zarte Saite der Schüler zu treffen, und dieselben für das schöne Studium der klassischen Sprachen zu begeistern; er überhäufte uns mit Schimpfnamen der gemeinsten Art, und hatte anscheinend kein größeres Vergnügen, als wenn er den Schüler durch Anschreien verwirren, durch seine Fuchsereien und perplexen Fragen irre führen, und durch seine Gemeinheiten zu Tränen rühren konnte. Männer seines Schlages sind keine Zierde unserer so hochgerühmten humanistischen Schulen.

Als Lehrer der Allgebra und der Größenlehre, sowie der Naturwissenschaften besaßen wir in Dr. Schneider einen Mann von hoher Bildung und schönem Gemüt. Wir freuten uns immer auf seine Unterrichtsstunden, die er für uns so lehrreich und unterhaltend zu gestalten wußte. Seine Vorträge in der Chemie waren für uns so packend, und seine Experimente so interessant, daß ein Jeder von uns für dieses Studium sich begeisterte. Dr. Schneider war Lehrer und Mensch, ein Freund und Berater der Jugend. Ich bin ihm heute noch von ganzem Herzen dankbar für die lehrreichen Stunden, und die guten wohlmeinenden Ratschläge, die er mir auch außerhalb der Schule erteilte. Ich finde in meinen Zeugnissen, daß ich in all seinen Fächern die er lehrte, immer die besten Noten erhielt. — Ein junger Lehramtspraktikant Dr. May erteilte Geschichtsunterricht, und Professor Dr. Andreas Schuler, ehedem am Gymnasium in Rastatt, erklärte das alte und neue Testament und Kirchengeschichte. Eine große imponierende Erscheinung, im Jesuitenhabit mit immer lächelndem Munde wanderte er bedächtig durch die Straßen, um aber sofort das lächelnde Antlitz in eine finstere Miene zu verwandeln, wenn er das Klassenzimmer betrat.

Dr. Schuler war überkatholisch; das höchste allein sah er in seiner Kirche und ihren Dogmas. Ich vergesse seine Rede nie, die er mit tränenfeuchten Augen uns hielt, als von Rom die Kunde kam, daß Pabst Pius IX. das Zeit=



Hornberg und Burg.

liche gesegnet habe. Und welche Zerwürfnisse unter den Völkern der Welt, welche Spaltungen in den eigenen Reihen hat jener Stellvertreter Gottes auf Petri Stuhl verursacht?

Welche Schmähungen mußte sich Italien und das neue deutsche Reich gefallen lassen, als er 1873 das Garantiegesetz zurückwies, und in einem anmaßenden Briefe an Kaiser Wilhelm am 3. August 1873 die Maigesetze für ungültig erklärte! Doch wir wollen Abstand nehmen von solchen Betrachtungen und statt deren eines schönes Ausflugs gedenken, den wir in diesem Jahre nach dem reizenden Kinzigtale machten. Es war im Juni, an einem herrlichen Morgen mit blauem Himmel und goldenem lachenden Sonnenschein, als wir mit einem Zuge der Schwarzwaldbahn, jener großartigen Schöpfung des badischen Baudirektors Gerwig, der auch den Bau des Gotthard-Tunnels als Oberingenieur leitete, durch die Berge des Schwarzwalds dem reizenden Tale der Kinzig zufuhren. Die Schwarzwaldbahn ist ohne Zweifel die interessanteste Bahn in deutschen Landen, und bietet eine Fülle von wundervollen Ausblicken und prachtvollen Schwarzwaldbildern. Die Bahn stört den Frieden der Landschaft nicht, im Gegentheil, sie wirbt für das einzigschöne Tannengebirge viele tausende von warmen Freunden alljährlich. In Triberg, dem herrlichen Städtchen am Wasserfall stiegen wir aus, und gingen zu Fuß der Gutach entlang, zuerst nach H o r n b e r g, wo wir oben auf der hoch gelegenen Burg Siesta machten. Zwischen Villingen und Hornberg durchfährt man über 70 Tunnels in einer Gesammtlänge von beinahe 10,000 Metern. Das Gutachtal ist eine der reizendsten Landschaften im weiten Tälergewirr des Schwarzwalds, und jene herrlichen Partien, die mächtigen Felsmassen, die mit Tannen bewachsenen Gebirgsketten, die rauschenden Wildbäche, die prachtvollen Waldwiesen, durch Rieselbächlein durchzogen, die typischen schwarzwälder Bauernhäuser verursachen mir jedesmal leises Heimweh, wenn ich an sie zurückdenke.

In Gutach angekommen, machten wir dort in einem guten Gasthause mit schönem Garten Mittag, und gegen 5 Uhr bestiegen wir den Zug für die Heimfahrt. ———

In unserem Hause verkehrten damals die Angestellten der Wasser- und Straßenbauinspektion, sowie die Werkführer des fürstlichen Bauamtes sehr häufig. So der Werkführer Mall, ein biederer Schwabe, dann ein großer schwarzbärtiger Hüne Namens Keller, und der gemütliche H. Hansjakob aus Haslach, ein Vetter des bekannten Volksschriftstellers und Stadtpfarrers in St. Martin zu Freiburg, H. Hansjakob, dessen volkstümliche Schriften mir

schon manche schöne Stunde verschafft haben. Pfarrer Hansjakob ist einer der gemütstiefsten und aufrichtigsten Volksschriftsteller der neueren Zeit, ein Mann, der kaum wie ein Zweiter Gestalten des Volkes zu malen versteht, und der den Mut hat, ungesunde Zustände, staatliche und kirchliche, trotzdem er Geistlicher ist, zu geißeln und zu rügen, wo es Not tut. Möge der alte Pfarrer von St. Martin, trotzdem ihm das Leben schwer zu werden beginnt, seine zahlreichen Leser und Bewunderer noch mit vielen seiner prächtigen Schöpfungen erfreuen.

Ein anderer junger Mann, hager und lang, wohnte in einer der oberen Stuben in dem Guldinschen Hause, er stammte aus Ueberlingen und war auf der k. k. Rentamtskanzlei als Kontorist angestellt. Er studierte ehedem am Lyceum zu Konstanz, war ein Meister der klassischen Sprachen, und manchmal hat er mir ausgeholfen, wenn ich eine schwierige Konstruktion im Caesar nicht lösen konnte. Keller war überaus religiös und litt an Gemütsschwere. Er war eine finstere asketische Natur und es kam mitunter vor, daß er tagelang fastete. Eines Mittags, in der Ruhestunde war er bei uns, legte sich flach auf das breite Leder-Sopha und bat meinen Bruder Julius inbrünstig, ihn mit seinem Meerrohre körperlich zu züchtigen. Julius ließ sich das nicht zweimal sagen, und wuchtige Hiebe sausten auf einen bekannten Teil unseres langen Freundes nieder. Nachdem er eine genügende Tracht bekommen, erhob er sich und verabschiedete sich unter Dankesworten, und versicherte uns, das er jetzt seine Schwermut verloren hätte. Jedenfalls ein Radikal-Mittel.

Heinrich Hansjakob, der Bautechniker, wurde später Straßenmeister in Bonndorf, wo ich ihn während des Sommers 1876 besuchte, und mit ihm eine herrliche Tour nach dem schönen Wutachtale machte.

Wir gingen, natürlich zu Fuß, nach dem ungefähr zwei Stunden entfernten idyllisch schön in der Tiefe gelegenen Bad Boll, das heute eine englische Gesellschaft in Händen hat. In nächster Nähe dieses herrlichen Aufenthaltsortes liegen hoch in steiler Höh' die Burgruinen Boll, Tanneck und Roggenbach. Der Weg von Boll, der Wutach entlang, ist einzig schön angelegt; durch herrliche Anlagen führt er durch das immer enger werdende Tal, wo auf beiden Seiten schön bewaldete Bergzüge sind, aus denen zeitweise nacktes Felsgestein hervorlugt. Man muß sie sehen diese einzig schönen Schwarzwaldtäler; die Täler der Wutach, der Steinach und der Schlücht, mit dem zerrissenen Felsgestein und den herrlichsten Wäldern von Fichten und Weißtannen,

Bad Boll.

auf deren Aesten das graue Moos sitzt, und man wird nicht zögern, sie zu den prächtigsten Gegenden des Schwarzwalds zu zählen.

Zwei Tage drauf kehrte ich im Hause des Lehrers Stortz in Reiselfingen ein, dessen liebenswürdige und hübsche Tochter Natalie mir einst viel, viel Herzweh' verursachte. Lehrer Stortz, ein kleines Männchen mit einem Pestalozzi-Antlitz war ein Verwandter des Schwiegervaters meines Bruders Julius, in dessen Hause ich mehrere Monate wohnte, und wo ich den seelenguten, braven Dr. Schilling und die lebensfrohe Natalie von Herzen lieb gewonnen habe. Unsern Heinrich Hansjakob traf ich zum letzten Male in Mößkirch, wo ich einige Jahre später als Soldat im Quartier lag. Wie ich höre, deckt ihn ihn auch schon der grüne Rasen. Ihm hatte ich eine Sammlung der schönsten Quartze und Bergkrystalle zu verdanken, die er vom Gotthardtunnelbau, wo er unter dem genialen Baurat Rob. Gerwig als Zeichner und Aufseher tätig war, mitgebracht hatte. Die Sammlung enthielt Dutzende von violetten Amethysten, sowie schönen Rauchtopasen in den verschiedensten Krystallisierungen und Gruppierungen, auch wasserhelle Krystalle der verschiedensten Größen und Formen, ebenso Glimmer, Feldspate, Kiesel u. s. w. Ich wurde ein eifriger Sammler von Mineralien, und manch' schönes Exemplar hatte ich auch dem Verwalter des „Karlsbaues“ — jener großartigen Naturaliensammlung des Fürsten, — unserem alten Freunde Zeller, zu verdanken.

Ich besaß eine große Vorliebe für das Studium der Chemie, und jeden Groschen, den ich nur auftreiben konnte, gab ich aus für Apparate, Retorten, Chemikalien u.s.w. Zweimal explodierte mir mein Gasometer, als ich Knallgas fabrizieren wollte, und mehr wie einmal passierte es mir, daß durch eine Explosion das Bett meiner Bude in Brand geriet, oder mir Teile von Glasretorten oder dergleichen an den Kopf flogen. Auch Schmetterlinge sammelte ich; besaß ein Herbarium und eine Käfersammlung, und nie war ich glücklicher, als wenn ich draußen, mit der grünen Blechbüchse über der Schulter, und dem Schmetterlingsnetz, durch Wald und Flur ziehen, und die Verkörperung jenes großen Geheimnisses der Natur, das junge Menschen mit pochenden Pulsen ahnen, fühlen, und empfinden konnte.

An den Sagen unseres Volkes konnte ich mich nicht satt lesen; mir war nichts lieber, als der Anblick einer epheuumrankten Burgruine, oder wenn ich ein altes Kloster oder ein zerfallenes auf hohem Berggipfel gelegenes Schloß besuchen konnte.

So kam es, daß es mich immer und immer wieder hinzog zum Hegau,

seinen Bergen, seinen Sagen, Klöstern und Burgen. Es ist somit leicht begreiflich, wie Victor von Scheffel mich begeistern konnte, und wie gerne ich wallfahrte zum berühmtesten der Hegauberge, dem schönen Hohentwiel.

Als ich nach der Obertertia kam, hatte ich mit einer harten und schweren Zeit Abschluß gemacht. Ich wurde als fünfter unter 18 Schülern promoviert, trotz meiner ungünstigen Lateinnote. Professor Meichelt war ebenfalls Chef dieser Klasse; doch fühlte ich die Härte in diesem Jahre nicht so empfindlich wie im vorigen, wahrscheinlich weil ich mich an die Eigentümlichkeiten und Grobheiten meines Lehrers gewöhnt hatte.

In Untertertia schon hatte ich mich enge einem jungen Manne angeschlossen, der aus Zollhaus am Randen gebürtig, ein Sohn des dortigen Posthalters Schaller war.

Fritz Schaller, heute Bezirksarzt in Blumberg, der lebensfrohe doch zartgebaute Karl Veit, der längst schon mit dem Leben abgerechnet hat, und ich, wurden unzertrennliche Freunde. Wir teilten die Leiden der Schule, aber auch die Freuden der frohen Ferienzeit. Schaller logierte bei uns; wir beide bewohnten die eine Mansardenstube, und kamen die Tage der Vakanz, so nahmen wir den Rucksack auf den Buckel, und fort gings, dem Randen und der Schweiz entgegen.

Wir drei Unzertrennlichen verlebten für etliche Jahre einen Teil der großen Ferien regelmäßig im einsamen, und doch so romantisch schön gelegenen Zollhaus, von wo aus wir fast täglich längere oder kürzere Fußwanderungen in die prächtige Gegend machten.

Eine dieser Touren führte uns durch das enge Schleichenbachtälchen nach Achdorf und nach Blumegg, die mir unvergeßlich geblieben ist.

Nachdem wir noch in höchster Frühe des schönen Tages die bekannte Wasserscheide bei Blumberg besucht hatten, erkletterten wir den Stoberg und den Eichelberg, von wo aus man eine entzückende Aussicht auf den Jura, das Alpengebiet und den Schwarzwald genießt.

Am frühen Abend kehrten wir müde heim, um am anderen Morgen frisch gestärkt dem schönen Tale der oberen Wutach entgegenzuziehen.

Durch schaurige Klüftungen und wildem Geschröff, mit beinahe undurchdringlichem Wildwachs und engen Laubgehegen auf beiden Seiten des rauschenden Waldbaches, geht es da bergab, und mehr wie ein dutzendmal hatten wir den Bach zu überspringen, oder von Fels zu Fels hüpfend, von der einen

zur anderen Seite zu gehen, da die Ufer oft zu steil, und die Abgründe zu jäh-wurden.

Gegen Mittag, nach lustiger Wanderung, gelangten wir in dem in reizendem Wiesentälchen gelegenen Orte „Achdorf", das an der Wutach idyllisch gelegen ist, an. Man fühlt sich da gleichsam auf geweihtem Boden, und sucht als erstes dort in der Nähe des Wirtshauses die „Scheffellinde", unter derem grünen, schützenden Blätterdache man so schön der Ruhe genießen, und seine Gedanken hinüberschweifen lassen kann, nach dem einsamen Burgstall Neuenhewen mit seinem wachholderumrankten alten Burgfried, der träumerisch nach dem Bodensee und der schneeigen Alpenwelt hinüberschaut. Wie gerne weilte der Dichter in diesem ruhigen, von der großen Welt vergessenen Neste „Achdorf", wo ihm sein Juniperus erblühte und wo etliche der schönsten Perlen seiner „Waldeinsamkeit" entstanden sind.

Wie unvergänglich ihm die Eindrücke hier geblieben, beweist ein lateinisches Gedicht, das er dem Juniperus in den Mund gelegt hat, als dieser mit seinem Jugendgenossen Diethelm von Blumenegg das Wutachtal durchstreifte, und seines Vaters Burg Blumegg, bewohnte. — Ringsum herrscht Todesstille in der Natur, ruhig sitzt man hier, sieht in das klare Wasser der Wutach und erfreut sich an den sauberen Häusern von dem„ Ausruhnest" Achdorf; man gedenkt der reizenden Marigutta mit den Rosenlippen, sieht im Geiste oben am Rhein auf Schloß Laufen die kaltherzige Rotraut, die der beiden Jünglinge Herz entflammte, und wir sehen die Beiden in schwankendem Kahne die furchtbare Fahrt wagen über den zischenden, tosenden und kochenden Rheinfall.

Scheffels Achdorf-Gedicht ist so wundernett, daß ich es nicht über's Herz bringen kann, ohne es hier wiederzugeben. Es lautet in deutscher Uebersetzung:

Aus des Schreibsaals dumpfem Gähnen
Fliegt zum Schwarzwald all mein Sehnen
Und das Herz strebt stark hinaus.
Dort ein Falk in reinen Lüften
Gleich ich hier, der scheu in Klüften
Eingeknaulten Fledermaus.

Denkst du noch o Lerngefährte,
Wie mit freundlicher Gebärde
Du dich oft dem Freund gesellt?

Wie wir froh gefischt, geschwommen
Und dein Heimathaus erklommen
Blumenegg, das End der Welt.

Um die Burg, um Schlucht und Wipfel
Und schneeferner Alpengipfel
Floß der Sonne letzter Strahl,
Unten tief durch Trümmerschatten
Und durch tauig feuchte Matten
Sprang die Wutach wild zu Thal.

Wenn wir dann durch Kluft und Schrunden,
Kletternd uns bergab gewunden,
Denkst du noch des Abends Rest?
Wohl umpflanzt von Hag und Bäumen
Zeigt mit ländlich schlichten Räumen
„Aachdorf“ sich als Ausruhnest.

Süß winkt dort Getränk zum Nippen
Und ein Schenk' mit Rosenlippen
Lacht zu Scherz und Schülerspaß
Aus der dichtverzweigten Linde
Rufen wir dem schmucken Kinde
Marigutta, spring mit dem Glas.

Von Aachdorf bis zur Ruine Blumegg ist es nur ein kurzer, aber beschwerlicher Weg; steil liegt die Burg auf einsamer Höhe und unten rauscht es und zischt es, und mutwillig hüpfen die Wasser des Bergbachs über mosiges Felsgestein.

Das Wutachtal ist eingesäumt von kahl aufstarrenden Wänden; zweimal hab' ich es durchwandert vom Quell' bis zur Mündung.

Romantisch tief unten liegt einsam die bekannte Wutachmühle, und wie steil von hier aus geht es hinauf nach dem Dorfe Ewattingen, das hoch auf dem Juraplateau liegt, und in den siebziger Jahren in Folge seiner Wasserarmuth, vollständig ein Raub der Flammen wurde. Mein Bruder Franz und ich, damals auf dem Wege zu unseren Verwandten in Schwaningen, waren Zeugen der Verwüstung die der Feuerdemon hier geschaffen, und ich erinnere mich noch sehr wohl, als wir an einem schönen Sonntag Morgen zu einem Imbiß in einer der Nothütten Einkehr gehalten haben.



Waldshut.

Nahe der Stadt Waldshut, welche 1249 von Rudolph von Habsburg gegründet wurde, fließt das Feldbergkind Wutach in den Rhein. Die furchtbare Bauernrevolution, die von der Landgrafschaft Stühlingen und vom Hegau aus ihren Anfang nahm, und ganz Schwaben und Franken erschütterte, hatte in Waldshut ihren Hauptsitz; von hier aus zog 1524 Hans Müller von Bulgenbach, um sich im nahen Dorf Griessen mit dem Wiedertäufer Thomas Münzer zu vereinigen.

Wie oft bin ich oben bei Koblenz nahe der Mündung gesessen, habe hier das wilde Schwarzwaldkind, dort den grünen Rhein, und weiter unten auf der schweizer Seite den gelben Alpenstrom „Aar" bewundert.

Unser Vetter Ludwig Stadler verkaufte sein Anwesen in Schwaningen, und verzog mit seiner Familie nach dem im Kanton Aargau, Waldshut gegenüberliegenden Gute „Hippen". Sowohl er wie seine Frau das „Anneli" waren seelenbrave, gemütstiefe und herzensgute Menschen. Wie häufig lauschte ich Vetter Ludwig, wenn er mit einer reichen Baritonstimme begabt, sang, und sich mit der Guitarre begleitete. Ich verdanke den guten Leuten erstens manchen Schoppen, und zweitens viele schöne und interessante Tage. Ich blieb oft wochenlang bei ihnen auf Besuch, ruderte auf dem Rhein, oder machte mit Vetter Ludwig Ausflüge hinaus in's Aartal, in's Tal der Limat und der Reuß, bis hinauf nach dem herrlichen Heißwasserkurort „Baden" in der Schweiz; hinunter gings nach Laufenburg und Rheinfelden, auch hinauf nach der alten historischen „Rheinau", dem römischen Augia Rheni. Hier in der Nähe fanden einst jene schweren Grenzkämpfe statt zwischen den Römern und den Alemannen; ein gewaltiges Ringen war es, bis endlich unsere Vorfahren Romas Macht zu brechen im Stande waren. Berühmt wurde Rheinau durch sein Kloster, dessen Stifter welfischen Stammes waren, und in dessen Mauern der irische Asket „Fintan" gelebt hat. Rheinau wurde von Welfhard um 778 gestiftet und von Karl dem Großen 780 in Konstanz bestätigt. Die Benediktiner Abtei wurde erst im Jahre 1862 aufgehoben und in ein kantonales Asyl für Gemütskranke umgewandelt.

Wie staunend stand ich da auf der kleinen Insel im grünen Rhein, als ich das tausendjährige Klostergebäude betrachtete, seine Bewohner, ihre Erlebnisse, auch ihre Errungenschaften im Geiste an mir vorbeiziehen ließ. Die Mönche hier und droben in St. Gallen, in Reichenau und drüben in Stein, waren im frühesten Mittelalter die einzigen Träger der Kultur.

Hier in diesen Klosterhallen saß unser Dichter Scheffel wochenlang, und durchstöberte die alten Pergamente.

Hier ließ er die herrlichen Gestalten Ruchtraut von Allmishofen, Diethelm von Blumegg und Juniperus von Neuenhewen entstehen, und während Scheffel in Donaueschingen fürstlicher Bibliothekar war, hat er „Die Geschichte eines Kreuzfahrers“ vollendet, und sie im Jahre 1866 in Buchform erscheinen lassen.

Am 28. Oktober 1857 erhielt der Dichter vom Fürsten Karl Egon sein Dekret als Hofbibliothekar, als die große Laßbergische Bücherei der f. f. Bibliothek einverleibt wurde. Diese ist heute eine der bedeutendsten Sammlungen Deutschlands, umfaßt über 100,000 wertvolle Druckschriften, über 1000 der seltensten Handschriften, unter diesen die berühmte Handschrift C des Nibelungenliedes, einen Parsifal des 14. Jahrhunderts, den Graf Goetz von Hasela erworben haben soll, ferner den ältesten Schwabenspiegel, und ein Missale aus dem 9. Jahrhundert. Auch ein Band von Hans Sachs mit eigenhändiger Widmung an seine Gattin, das Manuskript von Schiller's Räubern u.s.w. befinden sich unter den Schätzen dieser überaus reichen Bücherei.

Wie oft wanderte ich mit dem liebenswürdigen Herrn Schelble, der schon zu Scheffels Zeiten hier waltete, durch die riesigen Säle, bin hoch an den Gestellen hinaufgeklettert, und habe dann Bücher, armvollweise, nach Hause geschleppt.———

Im Winter besuchten wir draußen im „Museum“ die Tanzstunden unter der Leitung eines Herrn Bittler aus Villingen. An junge Mädchen meines Alters, mit denen wir verkehrten, im Sommer Spaziergänge machten, und im Winter auf dem Eise uns tummelten, erinnere ich mich gerne, weil sie die Ursache reiner Freude, und vieler heiterer Stunden gewesen sind.

Ich gedenke einer hübschen, schwarzäugigen Spröden, der schönen Melanie, der Tochter des Bezirksarztes Dr. Fritsch, der Fräuleins Beving und Kirchhof, ferner der Tochter eines Herrn Seemann; der hübschen Clara Vittali, deren Vater uns gegenüber eine Wirtschaft führte; ferner der Tochter des Rentmeisters Eytenbenz und der schönen dunkeläugigen Elise Berger die oben auf dem Lehen wohnte, und von der ich heute noch ein Gedicht besitze.

Schön wars — doch das sind tempi passati. Wir sollen solche Zeiten nie vergessen, und uns des Schönsten im Leben, der Jugend stets erinnern, wo das junge Herz so freudig schlägt, und so rasch empfindlich ist für das Schöne, für das Glückliche und das Heitere, und wir sollen gerne der Jahre gedenken, in denen die zarte Jugendseele für die Eindrücke des Lebens spielend gestählt, und erfahren gemacht wird.

Flegeljahre.

Mit Herrn Director Forster ist neues Leben eingekehrt in unsere sonst so nüchterne Anstalt; fröhliche, glückselige Tage fingen für uns Penäler zu tagen an. Der Herr Director hatte zwei Söhne, beide waren, soviel ich mich erinnern kann, Schüler der Secunda; es waren zwei prächtige Kerle, immer durstige Seelen, unser Robert und Edwin Forster.

Auch erhielten wir strammen Zuwachs an unserer Anstalt von Lyceisten aus Rastatt, die ihrem verehrten Lehrer Forster gefolgt sind; es waren lauter prächtige Menschen, tüchtige Schüler, und da sie aus Rastatt kamen, trinkfeste Brüder. An einen besonders erinnere ich mich, an einen seelenvollen immer lustigen Kameraden, an unseren Unglücksvogel Johann, dessen Geschlechtsname ich vergessen habe, ich glaube er war Schüler der Obersecunda, und wohl der erste, der uns in die Freuden des Komments einführte.

In Rastatt haben die Sekundaner oft an den Kneipen der dortigen Verbindung Markomannia Teil genommen und unser Kommilitone Johann war dort ein regelmäßiger Besucher.

Draußen in unserer Bahnhofrestauration, deren Besitzerin drei nette junge Töchter hatte, Olga, Emma und Victoria; drüben beim Rieple in Allmendshofen, beim Löwenwirt in Hüfingen und dessen beiden Töchtern, bei unserer Glaukopis, der eulenäugigen Emilie im Adler zu Allmendshofen, droben im Bierwirtshause zu Aufen, drüben im Kreuz zu Wolterdingen, und drunten im Fürstenbergerhof haben wir im Stillen unsere Kneipereien abgehalten, und mit Freuden denke ich heut' zurück an jene gottvollen Stunden, die Keinem von uns im Geringsten etwas geschadet haben.

Wir waren junge Leute im Alter von 17 bis 19 Jahren, gesund und kräftig, die etwas ertragen konnten; die wenigen Kneipstunden in der Woche an den freien Nachmittagen haben uns das Leben am Gymnasium lieb gemacht; gewiß alle Jene, die an jenen heiteren Gelagen Teil genommen haben, danken heute noch aus voller Seele unserem guten Director, dessen beide Söhne stets in unserer Mitte waren, und der schon deshalb mit unseren Zusammenkünften vertraut sein mußte. Director Forster war in erster Linie

Mensch und empfand, daß gewisse Freiheiten, die man der heranwachsenden Jugend einräumt, diese über das Heuchlertum und die niedrige Schleicherei erheben.

Man gab mir den Kneipnamen „Schluck“ und ich habe redlich versucht, dieser Benamung alle Ehre zu machen. Keine jener feuchtfröhlichen, doch ernsten und sittlichen Stunden, und kein lustiges Salamanderreiben möchte ich heute vermißt wissen.

Jetzt noch klingen sie in meinen Ohren, die Melodien scheffelscher Trinklieder, heute noch höre ich sie singen, die jugendliche, sittlich heitere Corona „O! alte Burschen Herrlichkeit“, und wie es aus voller kräftiger Brust erschallt „Vom hohen Olymp herab“. Ich will es nie vergessen, wie hoch unsere Herzen schlugen, wenn wir an Kaisers Geburtstag bei dem patriotischen Cantus „Landesvater, Schutz und Rater“ in gehobenster Stimmung, bei dem Verse „Seht ihn blinken in der Linken, diesen Schläger nie entweiht, ich durchbohr den Hut und schwöre, halten will ich stets auf Ehre, stets ein braver Bursche sein“, unsere Mützen mit dem Schläger durchlöcherten.

Dort oben am Tisch sieht man einen Fuchs pro poena trinken und nebenan brennt ein Bursch dem andern einen Bierjungen auf; hoch oben auf einem Faß sitzt einer und mit kräftiger Stimme singt er „ich bin der Fürst von Thoren“ und gleich feierlicher Musik raunt es in meinen Ohren wieder: Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus.

Gewöhnlich am Mittwoch oder Samstag Nachmittag durchwanderten wir stundenlang die Parkanlagen oder die uns nächst liegenden Höhenzüge, um uns dann gegen 4 Uhr drüben bei der Emilie im Adler zu Allmendshofen am schäumigen Gerstensaft zu stärken.

Allmendshofen, wie traut klingt mir dieser Name; es ist ein sehr altes Dorf in unserer fränkisch alemannischen Baar, an der Brege gelegen, die sich hier mit der Brigach zur Donau vereinigt. Hier in dieser Nachbarschaft lag die Römerstation „Brigobania“, „bei den vielen sprudelnden Quellen“, wovon die größere, wie die Sage geht, für lange Zeit als die eigentliche Donauquelle gegolten hat.

Das Adelsgeschlecht der „Allmishofer“ reicht zurück bis in das zwölfte Jahrhundert, auch von den weiblichen Sprossen haben sich mehrere einen Namen gemacht im benachbarten Kloster „Mariahof“ bei Neudingen, der Beerdigungsstätte „Derer von Fürstenberg“.

Wie lustig erzählt Scheffel von der Fastnacht in Allmishofen mit Schneckenessen, und viel Umtrunk, mit Reigentanz und Mummenschanz auf den Gassen, wo man ein schellenbehangenes, figurenbemaltes Gewand anziehe, mit der Holzlarve vor dem Antlitz, und der mit Fuchsschwanz und Blumenkranz verzierten Kapuze auf dem Haupte hüpfend und johlend durch die Straßen zöge.

O, du glückliche Fastnachtszeit, mit deinem unschuldigen Hansellaufen, und deinem lustigen melodischen Narrenmarsch, deinem gefürchteten witzigen Narrenblatt, wo Jeder hineinkommt der während des Jahres eine Dummheit gemacht, wer kann dich vergessen, der dich einmal miterlebt?

Auch ich gedenke der Tage, wo ich oben beim alten Rosinak für ein paar Kreuzer mir einen Hansel borgte, und durch die schmutzigen Straßen hüpfte, mit einem Körbchen am Arm, und daraus Aepfel- und Birnenschnitze dem johlenden Kinderhaufen zuwarf.

In den ersten Jahren allerdings machte ich meinen Hanselsprung allein, später aber mit einem schmucken Gretchen am Arme. Lustig hüpften wir von Straße zu Straße, von Bierhaus zu Bierhaus und hinaus tönte es aus heiseren Kehlen in die närrische Welt "Hansel Narroo"!

In Allmendshofen finden wir die Heimat der scheffel'schen Rotraut, welcher ihr Anbeter Juniperus einst beim üblichen Sprung in den Donauquell den schönen Vers gesungen:

O formosa set spinosa
Rotraud Almishovae rosa
Te salutant hospites!

Ich bin gezwungen, jetzt über ein Jahr zurückzugreifen in meiner Schilderung, um etlichen wichtigen Ereignissen in unserer Familie Raum zu geben.

Im Spätjahr 1876 wurde unser Bruder Julius als Unteroffizier von seinem Bezirkskommando entlassen, und zu derselben Zeit war der Pachtvertrag unseres Anwesens in Aulfingen abgelaufen.

Die Mühle und das Oekonomiewesen wurden naturgemäß von unserem Bruder übernommen, und meine Angehörigen zogen wieder zurück in's stille Aitrachtal. Während seines zweijährigen Aufenthalts in der fürstlichen Residenz wurde Julius mit der Familie des Bezirkstierarzts Schilling bekannt, und befreundete sich dort mit der Tochter des Hauses, Bertha, die später seine Frau wurde.

Wie oft habe ich den Beiden Liebesbotschaft getragen, und Geheimdienste

verrichtet! Zum Dank dafür nahm mich Fräulein Bertha eines Tages mit zur schwarzwälder Industrieausstellung nach Villingen, wo wir im „Deutschen Kaiser“ zu Mittag aßen, und den Klängen eines großen Orchestrions lauschten.

Welch' eine lange Reihe qualvoller Tage haben wir erleben müssen, ein jedes Einzelne von uns in der Familie, bis die Beiden ihr ersehntes Glück gefunden!

Hart und schwer waren die Zeiten, und traurig die Erlebnisse, die die Abneigung unseres Vaters gegen diese Verbindung verursacht hat; jetzt noch leide ich darunter, wenn ich der Zeiten mich erinnere, und wenn ich an jene aufregenden Wochen zurückdenke; ich empfinde deshalb den Herzensschmerz bitterer, wie die anderen Glieder in unserer Familie, weil es mir später kein bischen besser gegangen ist. Auch mir sind, wie diesen beiden, die heiligsten und schönsten Tage im Menschenleben schnöde vergällt und verdorben worden.

Weshalb setzt man sich mit solcher Zähigkeit, solcher Bitterkeit einer Verbindung entgegen, die in den Herzen der zwei nächst Beteiligten schon beschlossene Sache ist?

Liebe läßt sich nicht mehr befehlen, und Gott sei Dank, jene Zeiten sind zum großen Teile gewiß heute auch in Deutschland vorüber, wo die Eltern unter sich allein über die Zukunft der Kinder Bestimmung treffen, und mit deren Herzen Schacher treiben können.

Böse Resultate sind sehr häufig die Folge, wenn Eltern versuchen, eine Verbindung religiöser oder materieller Verhältnisse halber zu durchkreuzen.

Auch in diesem unserem Falle hat alle Hartnäckigkeit, aller Wiederstand, alles Schimpfen und Schelten nichts geholfen.

Nie vergesse ich den schönen frischen Dezembermorgen, wo in der Stadtkirche zu Donaueschingen die Trauung von meinem Bruder und dessen Braut abgehalten, und unten in den Sälen der Post der weltliche Teil der Hochzeit gefeiert wurde.

Am anderen Tage besuchte ein Teil der Hochzeitsgäste das junge Paar in der neuen Heimat, der Aulfinger Mühle, und eine lustige Nachhochzeit wurde rasch in Szene gesetzt.

Am Nachmittag nach gutem Mahle zog man paarweise fort, den Bergen und den Buchen zu, und das Schicksal fügte es, daß auf jenem einsamen Spaziergang auf den Höhen der Länge, zwei neue Herzen zum Lebensbund sich gefunden.

Zwei Monate später nämlich, im Hornung feierte unser ältester Bruder

Franz seine Hochzeit mit seiner jungen Emilie im Hause ihres Vaters, des Bäckermeisters Schreiber. — — —

Wie schon erwähnt, kehrte unser Vater mit der ältesten Schwester Marie, und der durch harte Arbeit verkrüppelten alten Base nach Aulfingen zurück und bezogen Wohnung in der Mühle.

Ich möchte bezweifeln ob das junge Paar dort einen glücklichen Honeymoon, oder überhaupt viel zufriedene Tage erlebt hat. Sorgen und Widerwärtigkeiten im Geschäft und im Wirtschaftsbetrieb, Mißverständnisse verschiedenster Art, Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen auf beiden Seiten, das Gefühl gewisser Abhängigkeit und das mangelnde Anpassungsvermögen an eine neue Umgebung, kleinliche Verhältnisse und Nörgeleien haben Zustände geschaffen, die im Laufe der Zeit den Verkauf der Mühle und der Ländereien bedingten. Aber es gab schwere Hemmnisse zu überwinden; denn nur schwer, sehr schwer konnte oder wollte sich Vater von der heimischen Scholle trennen; — von einem Anwesen, das sein Stolz und seine Befriedigung ausmachte.

Ob nun dieser Schritt für unsere Familie zum Guten oder Nachteiligen geführt hat, wer kann's ermessen? Tatsache ist's, daß mit dem späteren Wegzug aus unserem Heimatsorte wir Jüngeren am Lebensglück sicherlich Nichts eingebüßt haben.

Franz, der älteste, bezog mit seiner jungen Frau unsere frühere Wohnung bei Guldins, und ich behielt meine Mansardenstübchen unter dem Dach.

Die frohen Tage in dem gemütlichen Heim am Buck waren bald wieder gezählt; denn mein Bruder erhielt die Bestätigung zum großherzoglichen Straßenmeister, und wurde als solcher nach Tiergarten im Donautal versetzt, wo er während der Sommermonate wohnte, um im Spätherbst nach Stetten am kalten Markt zu verziehen. Auch mir war es vergönnt, die Sommerferien im Jahre 1877 theilweise in dem romantischen Donautale zu verbringen, worauf ich später zurückkommen werde.

Nach dem Wegzuge meines Bruders erhielt ich Wohnung bei meiner Schwester Frieda, der Klosterbürin, drunten im Bezirke alter Jungfern, im sogenannten „Kaffeewinkel". Ein nettes Stübchen, unterm Dach der Hauptstraße zu, diente mir als Studier-, Besuchs-, und Schlafzimmer; der fürstliche Park lag in unmittelbarer Nähe zur Linken des Hauses.

Eine alte Jungfer, gottesfürchtig und brav, aber nichts weniger als hübsch, war meine Nachbarin zur Rechten; in der vorderen Mansarde, dem Park zu gelegen, logierten zwei Geometergehilfen, Bulling und Groß,

die gewöhnlich am Samstag Abend von ihren Vermessungen auf den benachbarten Gemeindefeldern heimkehrten.

In diesem Jahre lernte ich ein Original von einem Manne kennen, auf dessen Bude ich manchen Tag zubrachte. Es war dies unser lustiger Maler mit „anderthalb Bein“ der ständig rauchende, immer durstige, und gewöhnlich an Geld knappe Ludwig Walter.

Eine sonderbare Erscheinung war er, der arme Teufel, von wenig Leuten verstanden, von mehr verlacht und verspottet. Seine Mutter, eines von jenen unglücklichen Geschöpfen, das im Lenze des Lebens einst dem Drange des Herzens folgte, und dann schnöde verlassen wurde, mußte mit Waschen oder sonstiger Taglöhner-Arbeit ihr kümmerliches Brod verdienen; mit knurrendem Magen, in kalter Stube sitzend, fand ich ihn oft, unser'n Walter mit Pinsel und Pallette, sein einzig Hoffen, sein letzter Trost und Freude. Auf seinem intelligenten Kopf mit langem Haupthaar saß immer ein dunkelbraunes Sammtbarrett ; über seine Schultern hing lose und nachläßig ein großes Wolltuch, und so humpelte unser Ludwig durch die Straßen.

Walter wurde auf Kosten des Fürsten in der Kunstschule zu Karlsruhe unter dem berühmten Professor Goetz erzogen, konnte aber leider gewisser Umtriebe halber, auch mochte er sich kleine Fehler haben zu Schulden kommen lassen, die Schule nicht ganz absolvieren, und ließ sich dann als Porträtmaler in seiner Heimatstadt nieder.

Ludwig Walter war ein vielbelesener heller Kopf, ein ausgezeichneter Erzähler und ein ideal veranlagter Mensch, der sich aber, trotz seiner Kenntnisse, vielleicht auch seines großen Durstes halber, zu nichts Solidem aufschwingen konnte.

Seine Erlebnisse auf der Kunstschule wurden von ihm in lustigen Knittelversen veröffentlicht, auch schilderte er in einem hexametrischen Gedicht die Schönheit des Hohentwiel, eine Arbeit, die ihm klingende Anerkennung Seitens Victor von Scheffel einbrachte. Eine hübsche kleine Novelle aus seiner Hand, fand ziemliche Verbreitung.

Sein Lieblingsdichter war unser größter deutscher Lyriker Heinrich Heine, dessen Lieder er gerne und mit heller Begeisterung vortrug.

Es ist als ob ich ihn heute noch vor mir sehe, wie er mit schönem Pathos, voll von tiefem Verständniß deklamierte: „Du bist wie eine Blume, so hold, und schön und rein“ etc.

Er suchte, wie gesagt, mit Porträtmalen sein Leben zu fristen, doch leider ließ ihn seine Kunst am Hungertuche nagen. Er zeichnete für mich das Bild

meines Vaters in Lebensgröße, ebenso, von einer unscheinlichen alten Photographie das Portrait meiner Mutter. Die beiden Bilder sind mit mir in die weite Fremde gezogen, und sind heute Gegenstand meiner aufrichtigen inneren Befriedigung.

Auf Walter's Tisch lag ein herrlicher Menschenschädel als Wahrzeichen irdischer Schwäche. Professor Schneider erteilte uns zur Zeit Unterricht in der Anthropologie und einen schönen Schädel zu besitzen, war für lange Zeit mein sehnlichster Wunsch gewesen. Bald sollte die richtige Gelegenheit sich dazu bieten.

Es war zur Zeit, als man Allerheiligen feierte, und in Folge dessen der Friedhof und die Kapelle auch Abends offen waren. Der Himmel war trüb schaurig, und es fing an zu regnen, als ich an einem düsteren Abend, nach dem Läuten der Betglocke, mich auf deu Weg zum stillen Friedhof machte.

Fand man beim Graben neuer Ruhestätten Menschenknochen oder Schädel, so wurden diese unter dem kleinen Altar in der Kapelle aufbewahrt. Ich ging behutsam und mit etwas klopfendem Herzen durch das Friedhoftor nach dem kleinen Gotteshaus, schlich mich hinter den Altar, kniete behutsam auf den Boden und griff und suchte und tastete in der völligen Dunkelheit vorsichtig nach dem Gegenstand meiner Wünsche.

An einem anscheinend gut erhaltenen Exemplare fühlte ich die vollen Zahnreihen, die Schädeldecke und das Kinn, zog meinen Fund vorsichtig aus der hölzernen Umschalung, wickelte ihn sorgfältig in mein Taschentuch ein, verließ in aller Stille Kapelle und Gottesacker, und marschierte mit dem schaurigen Gegenstand langsam der Heimat zu.

Es war dies an einem Freitag Abend. Ich wußte vorläufig keinen besseren Platz, den Schädel unterzubringen, als die dunkle Stelle unter der Bettlade.

Samstag früh ging ich wie gewöhnlich zur Schule, und hatte keine Ahnung, was zu Haus passiren mochte. Meine älteste Schwester Marie, die gerade bei uns zu Besuch war, machte sich daran, mein Zimmer herzurichten, und da es Samstag war, wurde auch der Platz unter dem Bett der Reinigung unterzogen. Sie griff mit dem langen Haarbesen kräftig unter die Bettstelle, und das grausige Ding rollte vor ihre Füße.

Mit einem grellen Aufschrei rannte sie aus der Stube, und meine beiden Schwestern hätten mich auf der Stelle aus dem Hause hinausgejagt, wenn ich den häßlichen Schädel nicht augenblicklich entfernt hätte.

Weitere Versuche in dieser Hinsicht habe ich nicht mehr unternommen.

Ich weiß heute nicht mehr, weshalb ich von meiner Schwester Frieda später weggezogen bin, oder welche Umstände mich in das Haus von unserem hochgeschätzten Dr. Schilling, dem Schwiegervater meines Bruders Julius, gebracht haben.

Doch wie dem nun sei, solange ich dort wohnte, gefiel es mir, und ich gedenke gerne der Zeit, die ich dort erlebte. Dr. Schilling war ein ausgezeichneter Mensch, großmütig und edel, frei und offen in seiner Aussprache und überaus opferwillig. Voll von beißender Satyre vermochte er Uebelstände und Mißverhältnisse zu geißeln, und wie oft schilderte er mir teils witzig und ernst die Periode der 48er Jahre, und es war leicht zu enträtseln, auf welcher Seite seine Sympathien waren. Als ich dereinst für immer von ihm Abschied nahm, gab er mir nebst einem zwanzig Markstück die Geschichte der badischen Revolution mit wohlmeinendem Rate mit auf den Lebensweg. Es war sein politisches Glaubensbekenntniß. Mit offener, gerader Derbheit, war er ein guter Erzähler, und manches Märklein hat er mir zugeschoben, das ich unten beim Bierwirt verjubelte. Sein ältester Sohn Fritz kam nach abgelegtem Examen an der Tierarztneischule in Stuttgart, und nach überstandener Militärdienstzeit in Gottsau bei Karlsruhe, nach Hause, und assistierte vorerst seinem Vater in der Ausübung seiner ausgedehnten Praxis.

Wir beide schliefen zusammen im hinteren Zimmer, dem Maierschen Garten zu; den kleinen, schwarzen Hund „Grammont" zu unseren Füßen. Wie oft bin ich mit dem jungen Veterinär über Berg und Tal gezogen, wo wir, nach dem Besuch der kranken Vierfüßler, herzhaft dem Gambrinus opferten. Vater und Sohn deckt schon lange der grüne Rasen. Dankbar gedenke ich des Vaters, und nur angenehme Erinnerungen fesseln mich an seinen Sohn Fritz.

Die Sommerferien in 1877 brachte ich teilweise in Aulfingen in der Mühle zu, und zwei Wochen hielt ich mich drunten im herrlich, schönen Tal der Donau, in Tiergarten, dem ehemalig k. k. Hammerwerke auf, wo ich mit meinem Bruder Franz und seiner heiteren jungen Frau schöne Tage erlebte.



Im Donautal.

Riesigen Felsenwänden gegenüber, auf einer kleinen Anhöhe mit schönem Rasen bedeckt, und hübschem Baumwuchs, lag die idyllisch gelegene einstige Försterwohnung, die jetzt unser junges Paar beherbergte.

Es war ein niedlicher einstöckiger Steinbau mit französischem Dach, und hellen, geräumigen Zimmern.

Morgens in der Frühe schon brachte eine feste plumpe und durchtriebene Heubergerin, die im Hause diente, und deren Vater Straßenwart war, die schönsten roten Kirschen als Morgenkost, welche meistens im Bette verzehrt wurden.

Drüben in der Donau, die an dieser Stelle übermütig und lustig wie ein junges Reh über das Felsgestirn hüpft, holten wir mit der Angelrute die prächtig gesprenkelte Bachforelle, die blau abgesotten, und mit einem Gläschen St. Julien ein treffliches Mahl uns machte.

Am Mittag gings dann mit dem Einspänner, den der Bauer hinten vom Hofe uns lieferte, talauf oder talabwärts, gegen Beuron, oder Wernwag, zum Schloß Bronnen oder gegen Gutenstein und Sigmaringen.

Herr Gott! Waren das schöne Stunden! Hier zum Himmel hinaufragende, senkrecht aufsteigende Kalkfelsen; nebenan im engen Tale die junge Donau; unten bei Gutenstein saftiges Wiesenfeld und lichtgrüne Waidung, feistes Ackerland und darin die weltbekannte Gutensteiner Schneckenzucht. Zu Millionen werden diese schmackhaften Schaltiere von da nach allen Erdteilen, besonders aber nach Frankreich versandt.

Daß in solch glücklicher Ferienzeit, besonders wenn man empfindlich ist für das Schöne, und nur lebt für Freude und Glückseligkeit, der jugendliche Uebermut sich mitunter nicht immer bannen läßt und oft urplötzlich zum Ausdruck kommt, zeigt ein lustiger Streich, den ich unserer feschen Heubergerin spielte. Es war an einem sehr warmen Samstag Nachmittag; die Bewohner im netten Jägerhäuschen nahmen das gewohnte Bad, und zwar in einem hölzernen Gefäß, einem sogenannten Waschzuber, der mindestens 6 Fuß lang, 3 Fuß breit, und 2½ Fuß mit Wasser gefüllt war. Da ich vorzog, mein

Bad am Abend in dem frischen kühlen Wasser der Donau zu nehmen, so planten doch mein Bruder Franz, der immer gerne zum Schabernack aufgelegt war, und heute noch ist, und das Heubergermädel, mich in den mit seifigem Wasser gefüllten Zuber, in einem unbewachten günstigen Augenblick zu tunken.

Ich ahnte den Schelmenstreich, und beobachtete genau das höhnische Lächeln der dicken Schönen von Stetten, und bei passender Gelegenheit, ohne daß sie an etwas dachte, packte ich sie plötzlich mit aller Leibeskraft, und hinein gings mit ihr, und den dickwattierten Unterröcken und Oberkleid ins geseifte hochaufspritzende Wasser, wo ich sie vorerst noch etliche Male gehörig untertauchte. Es nahm meine und meines Bruders ganze Kraft, das völlig durchnäßte Heubergerkind aus seinem unfreiwilligen, nassen Aufenthalte, herauszuziehen.

Am andern Morgen, als ich sie lachend fragte, wie ihr das schöne und wahrscheinlich notwendige Bad bekommen sei, sagte sie so recht heubergerisch: „Nui, nui, sell hani vu Ehna etta gmoint."

Vom Heuberge aus mit einem flinken Einspänner besuchten wir die stolze Burg Falkenstein, wo zur damaligen Zeit im Hauptgebäude eine Wirtschaft betrieben wurde. Hunderte von Fuß fallen da die Kalkfelsen kerzengerade ab zur Tiefe, der Blick vom Eckfenster des Gastzimmers nach dem schönen Tale hin, ist bezaubernd schön. Auch gedenke ich hier eines Tages, als bei strömendem Regen wir vom Dorfe Hausen aus, die schwierigen und schlüpfrigen Pfade zu dieser Höhe erklettern mußten.





Schloß Bronnen

Die Burg Wernwag und Schloß Bronnen besuchten wir ebenfalls und zwar bei herrlichem Sommerwetter. Auch diese alten Burgen auf schroffen Felsen und in herrlicher Lage sind mir unvergeßlich geblieben.

Hier in dem Felsenneste Wernwag hauste einst ein großer Minnesänger, Hugo von Wernwag.

Drüben in schauerlicher Schönheit erhebt sich wild, die beste und stolzeste der Burgen im Tal, und schaut trotzig in die Ferne, die Burg Wildenstein.

Der gottesfürchtige immer durstige Gottfried von Zimmern, der hier jahrelang täglich nur trank und betete, starb daselbst im Jahre 1554. Von Krähenheinstetten aus machten wir den Abstecher nach Wildenstein. Die Schönheit der Natur, der Anblick der alten Burg bezauberten mich als wir über die hölzerne Zugbrücke in die gut erhaltene Feste hineintraten. Dort im Erkerzimmer steht noch der alte Lehnsessel, worin der fromme Trinker gestorben ist; in der Mitte des Zimmers befindet sich der schwere Eichentisch, und an den Holzwänden hängen die alten massigen Humpen. Ich schrieb da einen lustigen Knittelvers auf meine Schwägerin ins Fremdenbuch.

Das Dorf Krähenheinstetten bei Mößkirch, das ich eben erwähnte, ist der Geburtsort "Pater Abrahams a Santa Clara" (sein eigentlicher Name ist Ulrich Megerle,) eines sehr einflußreichen Kanzelredners und humorvollen Moralschriftstellers.

Sein Geburtstag nach A. H. Rattermann aus Cincinnati, Ohio, meinem alten und hoch verehrten Freunde, dem Nestor deutsch-amerikanischer Geschichtsforschung, ist der 4. Juli 1644 ; 18 Jahre später trat er in einen Barfüßer-Orden ein, worauf er im Kloster dieses Ordens in Wien studierte, um

nachher in Oberbaiern Prediger zu werden. Im Jahre 1664 finden wir ihn in Graz und 5 Jahre später als Hofprediger in Wien.

Schiller in einem Briefe an Goethe nannte ihn „dies prächtige Original."

A Sancta Clara ist, wie Ratterman in einem Bande seiner gesammelten Werke schreibt, wohl der bedeutendste Exponent der großen moralisierenden Literatur des 17. Jahrhunderts.

Alle seine Predigten atmen einen durchwegs burlesken Zug, und sind voll seltsamer Einfälle und Possen. Alle seine Schriften sind originell und von einem Witze durchzogen der sprüht und nur so um sich sprudelt.

Seine Werke „Hui und Pfui der Welt"; „Heilsames Gemisch Gemasch"; „Reim dich oder ich friß dich", und „Judas der Erzschelm" charakterisieren den in ihnen herrschenden Ton.

Mit der kühnsten Freimütigkeit züchtigt er die Gebrechen seiner Zeit, und zieht Allen, selbst dem Hof entgegen, wenn es gilt, schlechte Zucht und Verderbtheit der Sitten zu rügen: In der Gaststube der Traube, in einem rauchigen, holzgetäfelten Gemach, sah ich, im wurmstichigen Rahmen, das Bild von „Johann Ulrich Megerle", dem großen Sohne des Traubenwirts zu Krähenheinstetten, dem Hofprediger Leopold des Ersten, dem geißelnden Volksverbesserer ''Abraham a Sancta Clara''.

Er starb in Wien am 1. Dezember 1709.

Im Spätjahre, wie ich schon bemerkte, verlegte unser Straßenmeister seine Wohnung von Tiergarten nach dem Dorfe Stetten am kalten Markt, und ich besuchte ihn dort während der Weihnachtsferien 1877, worauf ich später zurückkommen werde. Unten in Tiergarten lernte ich den k. k. Forstverwalter kennen, einen seelenvollen alten Herrn, mit dem wir im Wirtshause etliche Male Karten spielten.———

In Aulfingen, unserem Geburtsorte, wurden inzwischen Mühle und Liegenschaften verkauft, soviel ich weiß an einen Hegauer Namens Sättele. Mein Vater kaufte sich in Donaueschingen an, und zwar oben auf dem sogenannten Lehen; es war ein zweistöckiges Steingebäude, diese unsere zweite Heimat, woran einige Jahre später ein Anbau gemacht wurde, in welchem mein Vater mit der ältesten Schwester Marie ein Spezereiwaarengeschäft betrieb.

Julius erwarb sich das Wohngebäude meiner Schwester Frieda, worin ehedem die Wirtschaft zum „Fürstenbergerhof" betrieben wurde, und das sie teilweise, wie ich schon bemerkt habe, an die katholischen Schwestern vermietet hatte.



Fürstenberger Hof und Heim der Familie Binninger

Sie selbst errichtete für sich und die Ihrigen eine neue Heimat nebenan, indem sie das große Oekonomiegebäude zu einem passenden Wohnhaus herstellen ließ, und Bruder und Schwester lebten nun in unmittelbarer Nachbarschaft zusammen.

Die alte Wirtschaft „Zum Fürstenbergerhof“ unter Leitung unseres Julius und seiner Bertha ist nun auf's Neue wieder erstanden. Im Garten vor dem Hause ließ er eine Cementkegelbahn erbauen, wo wir beide zusammen viele, viele schöne Stunden erlebt, und manchen Schoppen, aber auch manches Märklein erkegelt haben.

Unser Heim auf dem Lehen enthielt im ersten Stocke rechts unser Wohnzimmer und hinter diesem eine Schlafstube, neben dieser, mit dem Eingang vom Hausflur, befand sich die Küche.

Der zweite Stock wurde vermietet, nachdem der Anbau vollendet war; die beiden Mansarden, die Vater selbst wohnlich ausbaute, dienten teilweise als Schlafkammern oder als Gerätestuben. Vor und hinter dem Hause hatte Vater reizende Blumen- resp. Gemüsegärten angelegt, die er mit großem Verständniß und Liebe pflegte. Die Liebe für Blumen und Gesträucher scheine ich von ihm ererbt zu haben.

Hier in diesem Hause erlebte ich wohl die glücklichste, und auch die kummervollste Zeit meiner Jugend. Hier lernte ich die traute Gefährtin meines Lebens kennen; hier war es, wo ich jene unglücklichen Erlebnisse mit unserer Familie durchzumachen hatte, und von wo ich Abschied nahm von Allem, was mir einst so lieb und teuer.———

In unserer Klasse in der oberen Tertia traf ich mit mehreren neuen Schülern zusammen; hier schloß ich mich dem Primus der Klasse, dem talentvollen Hugo Haas näher an, der etliche Jahre später, nachdem er sein Maturitäts-Examen glänzend gemacht hatte, oben in Singen als Kameralbeamter sein junges Leben auf traurige Weise endigte.

Mit mir in der Klasse saßen der Sohn des Rechtsanwalts Beck von Freiburg, der so gerne mit langen Kanonenstiefeln umherstolperte, ferner wenn ich mich recht erinnere, der bildhübsche junge Schürmeyer, dessen Vater in Emmendingen Arzt war. Ein großer schlanker junger Mann mit langem Haar und Mädchengesicht saß ebenfalls in unserem Zimmer, er kam aus Furtwangen, der Uhrenstadt, und hieß Fehrenbach. Auch an die beiden Seger erinnere ich mich noch, an den Leo und den Johann, die aus dem Hotzenwald, der Gegend starrköpfiger Bauern, aus Hochsal, kamen, welch letzterer Ort durch die Geschichte von Kaspar Hauser eine gewisse Berühmtheit erlangte. Leo

Unser Heim auf dem Lehen

Seger lehrte später als Professor am Gymnasium in Donaueschingen, und dessen Bruder Johann soll als Seelenhirte in einer Gemeinde im Schwarzwald amtieren.

Wo der junge Beving und der kleine Fritz Gutman, deren Väter in fürstlichem Dienst gestanden, hingekommen sind, habe ich nicht erkundigen können.

Es war in diesem Schuljahre, als wir den unvergeßlichen Ausflug nach Stein am Rhein machten, den ich hier kurz erwähnen will. Der Zug brachte uns bis zur Station Singen, von wo aus wir zu Fuß den Weg durch schönes Hügelland und herrliche Buchenwaldungen antraten.

Wir gingen stark bergan, und machten nach einem halben Stündchen bei den Trümmern einer ehemaligen Burg Rast. — Vor uns lag der spiegelglatte Untersee, oben am Ende Konstanz und in unserem Rücken die Hehgauberge.

Einer der Professoren erzählte da, wer diese ehemalige Burg bewohnt habe, ich glaube, es waren Herren von Randegg oder von Enzenberg, — und dann schritten wir munter vorwärts der Burg Hohenklingen zu.

Hier angekommen, öffnete sich uns eine Landschaft, wie sie schöner und reizender nicht gedacht werden kann. Unser Blick schweifte über die Fläche des schwäbischen Meeres hinüber zu den Höhenzügen von Vorarlberg bis zum Säntis und zur gewaltigen Alpenwelt der Schweiz, bis hinüber nach dem Brandner Ferner auf der rhätischen Scesaplana; wir lenkten unsere Blicke auf den Untersee, wo wir dort das „läutende Eiland" die kirchengesegnete Reichenau erspähten, und wo in jenem tausendjährigen Kloster dermals eine so packende Szene zwischen zwei Mönchen sich abspielte, die uns so schön im Ekkehardt veranschaulicht wird. —Unten fließt der Rhein, dem Untersee entschlüpft im schönsten smaragdgrün, und an den Ufern wogt das reife Gras und das schon hohe Korn auf den Feldern wird zart vom Winde hin und her bewegt; an den Abhängen der Berge stehen herrliche Traubenstöcke, die den roten Klingenberger Wein reifen, den wir unten in dem altertümlichen Städtchen Stein, dem Ziel unserer Wanderung, herzhaft erprobten.

Wenn man langsam die steilen Pfade da heruntersteigt, und die Natur so recht auf die Seele wirken läßt, und empfindet, wie diese so tief, so tief in's Gemüt hineinschleicht, da denkt man unwillkürlich an die schönen Verse von Emil von Schönaich=Carolath:

„Ein Weg durch Korn und roten Klee,
Darüber der Lerche Singen,
Das stille Dorf, der helle See,

Süßes Wehen frohes Klingen.
Es wogt das Korn im Sonnenbrand,
Darüber die Glocken schallen,
Sei mir gegrüßt mein Heimatland,
Du schönstes Land von allen!“

Stein ist eine Stätte uralter Kultur, deren Spuren wir in einer Reihe der interessantesten Ueberbleibsel finden. Im Jahre 1005 erkämpfte sich die Bürgerschaft die Unabhängigkeit von den Herren von Klingen, und 480 Jahre später trat die freie Reichsstadt in die Eidgenossenschaft der Schweiz ein. Im 16. Jahrhundert erlebte Stein seine Glanzperiode, und bei Gelegenheit der Mediationsverfassung kam die Stadt an den Kanton Schaffhausen.

Die Herzogin Hadwig von Schwaben, jene stolze herrische Frau, die mit dem schönen St. Galler Mönch oben auf den luftigen Höhen des Twiel die Verse Virgils gelesen, verlegte das Benediktiner Kloster des heiligen Georg von dem rauhen Berge nach der Stadt Stein, wo es unter dem Namen St. Georger Kloster rühmlichst bekannt wurde, und in der Renaissance-Zeit seine künstlerische Blüte erlebte.

Der letzte Abt David von Winkelsheim, der in dem benachbarten Schlosse Girsberg seine Residenz hatte, entfaltete hier eine künstlerische Tätigkeit, die ihresgleichen suchte.

Neue prächtige Bauten wurden errichtet; der Kreuzgang im Kloster wurde erneuert, das Aeußere der Gebäude ließ er in schöner Spätgotik herrichten und die inneren Räume und Einrichtungen wurden im Geiste der neuen Kunst gehalten. Die berühmten Holzschnitzereien, die herrlichen Fresken in den Prunksälen, und dem Speisesaale, der über den Rhein gebaut ist, sind Kunstschöpfungen ersten Ranges. Dem Einfluß dieses Abtes ist es zu verdanken, daß das Städtchen Stein zu einem Schatzkästchen kunstgewerblicher Altertümer geworden ist.

Selten findet man wohl schönere Glasmalereien als hier, und die alten Häuser mit den netten Erkern und Türmchen sind so malerisch und schön, daß man den Eindruck nie vergißt, den man da erhalten hat.

Abt Winkelsheim starb 1526 in Radolfszell, als müder, todkranker Mann, nachdem das herrliche Kloster durch den Sieg der Reformierten 1525 aufgehoben worden ist.

In einem dieser altertümlichen Gasthäuser wurde in einem holzgetäfelten, mit schönen Schnitzereien versehenen Speisesale unser Mittagessen eingenom-



Stein am Rhein.

men; und gegen Abend kehrten wir nach Singen zurück, um von da den Nachtzug nach Hause zu besteigen.

Am Schluß des Schuljahres wurde ich als sechster unter 14 Schülern nach der Secunda befördert, bekam aber noch von meinem Freunde Meichelt eine Nacharbeit im lateinischen Stil für die Ferien angehängt.

Es gab heftige Auseinandersetzungen zwischen mir und meinem Vater, der, — obwohl ich mir im vergangenen Jahre alle Mühe gab, und die unsinnige Schinderei unseres Klassenlehrers mit stoischer Ruhe ertrug, — die Ursache der Abneigung Meichelts gegen mich, nur mir, und mir allein, in die Schuhe schob.

Ich wollte aus diesem Grunde die Anstalt verlassen, und versuchte, bei der landwirthschaftlichen Akademie und Forstschule in Hohenheim bei Stuttgart anzukommen und bereitete mich mit allem Eifer für das Examen vor.

Mein Aufnahmegesuch wurde jedoch zurückgewiesen, weil nur Söhne von württembergischen Staatsangehörigen in jener berühmten Schule Aufnahme finden konnten.

Director Forster ermunterte mich am Gymnasium zu bleiben und versprach mir sogar seine Hilfe während der Ferienzeit.

Ich bezweifle, ob ich während jener Wochen einen freundlichen Blick oder ein angenehmes Wort von meinem Vater bekommen habe. Doch es ist ja ein Glück, daß junge Leute sich wenig oder nicht für lange Zeit beeinflussen lassen in ihrer Seelenstimmung von den Launen Anderer, selbst nicht von dem zeitweiligen Uebelwollen des gestrengen Erzeugers.

Gewöhnlich in solchen Tagen und zu solcher Zeit kamen meine beiden Brüder mir zu Hilfe, entweder erhielt ich von dem einen etwas Geld für die Ferienzeit, oder von dem anderen eine Einladung für etliche frohe Tage. Nicht im Geringsten doch trage ich meinem Vater sein Verhalten in jener Zeit mir gegenüber nach; er hatte ja nur mein Interesse im Auge, und es schien als ob seinem Stolz Schaden zugefügt worden wäre, als mein Zeugniß die Bemerkung trug: „Hat sich nach der Vakanz einer lateinischen Nacharbeit zu unterziehen.“

Wenn einem armen Teufel, der tagelang Hunger gelitten hat, unerwartet eine gute Mahlzeit vorgesetzt wird, so kann er nicht froher und glücklicher sein, als ich es war, als ich von dem Tyrannen der beiden Tertias erlöst war.

Wie ein Gefangener, der die Freiheit erhält, so froh schnürte ich für einige Tage mein Ränzel und hinunter gings über Weizen und Oberlauchringen der freien Schweiz zu, und froh genoß ich die liebe Gastfreundschaft unserer guten

Verwandten in Hippen im Aargauischen. Das Reisegeld erhielt ich von unserem guten Bäsle, und ein späterer Geldbrief von meinem Bruder Julius half mir die Ferien schön und zufrieden zu genießen.

Stundenlang saß ich oben an der Aar und fischte, oder lag unterm Weidenbaum und studierte Latein; dann ruderte ich am Frühmorgen den schönen Rhein hinunter, und drüben in Waldshut oder droben auf den nahen Schwarzwaldbergen habe ich mich froh taumelnd und sorgenlos herumgetrieben, und habe hier oben alles Leid und allen Kummer vergessen.

„Und all' des Weltalls Sorgen, sie zogen an mir vorbei" so sang ich, wenn ich von den Höhen meiner Schwarzwaldberge, froh wie ein Hirtenbub in's Rheintal zurückkehrte.

Hier oben auf den tannenbewachsenen Höhen fühlt man so leicht und so mollig, und hier im weichen Moose liegend, hier in diesem stillen Gottesfrieden, dem lieben kleinen Sänger oben in den Tannenwipfeln lauschend, fühlt man mit dem Dichter:

> Hier küßt die Sonne Blume und Halm,
> Blau ist der Himmel, grün ist die Alm
> Frei von der Sorgen lastendem Drang,
> Grüß' ich den Morgen mit Jodelgesang.

In Waldshut machte ich die Bekanntschaft etlicher lustiger Korpsstudenten vom Polytechnikum in Karlsruhe, mit denen ich an gewissen Nachmittagen die Bierkneipen und die Kegelbahnen besuchte, wo gehörig gebechert, und die Philister geärgert wurden, oder wir saßen drüben auf der Schweizerseite in Hippen in der netten Gartenlaube am Rhein, und tranken den dunkelroten herben Veltliner oder das feurige rheinische Rebenblut und sangen lustig in den Tag hinein:

> „Die Traube die da reift am Rhein,
> Ist eine Gottesgabe,
> Und wer vergessen will, trinkt Wein
> Und keine Limonade."

Wie ich ehedem schon bemerkt habe, verbrachte ich die letzten frohen Weihnachtstage, oben auf dem Heuberge, in Stetten auf der Höh'.

An einem kalten Wintermorgen bestieg ich den Frühzug und reiste Mößkirch zu, von wo aus ich mit der Postkutsche den vier oder fünf Stunden langen Weg bei tiefem Schnee zurücklegen mußte. Ich hatte etliche Stunden

Aufenthalt in der badischen Amtsstadt, und bewunderte dort, trotz der rauhen Witterung, die sehenswürdige katholische Kirche mit dem berühmten Altargemälde von Behaim. Draußen in der sogenannten Altstadt befinden sich sehenswerte Trümmer alter römischer Niederlassungen; in der Stadt selbst sind das alte Schloß, aus der Barockzeit, und mehrere alte Gebäude besonders sehenswert.

Hier wurde der Schlachtenmaler Johann Seele, sowie der Komponist Konradin Kreutzer, den ich schon einmal als Dirigent der k. k. Hofkapelle erwähnt habe, geboren. Der erstere im Jahre 1774, der letztere am 22. November 1780. Kreutzer ist der Schöpfer einer großen Anzahl herrlicher Männerchöre, auch die schöne Oper „Das Nachtlager von Granada" ist sein Werk. Seine dankbare Vaterstadt errichtete ihm im Jahre 1883 ein Denkmal.

Bei Schneewehen, halb erfroren und todmüde von der langen, holperigen Fahrt, kam ich Nachts auf dem Hochplateau an, und hatte sehr bald die Wohnung des neuen Straßenmeisters erfragt. Das Haus, ungefähr in der Mitte des Dorfes gelegen, war ein zweistöckiger Riegelbau mit hohem Ziegeldach; den Hausflur fand ich sehr geräumig und mit Steinplatten belegt und es erinnerte mich das Ganze an die Behausung eines Pfarrherrn einer feisten Pfründe.

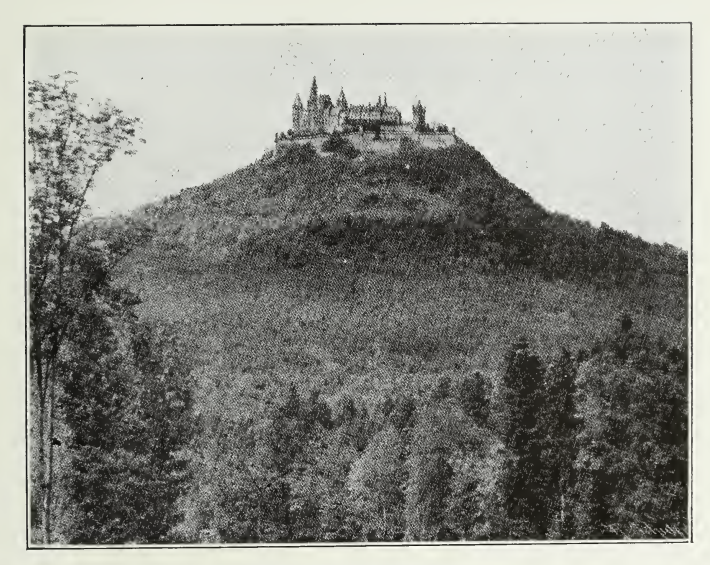
Oben im zweiten Stock befanden sich das Bureau und die Wohnung, und unten im Flur und in etlichen Nebenzimmern hatten hunderte von Kanarienvögeln auch andere niedliche gefiederte Sänger ihre Unterkunft in großen Käfigen. War das ein Gezwitscher, ein Pfeifen, ein Singen und Trillieren!

Stetten, ein großer Flecken, zählt zum Kreis Konstanz, und liegt in rauher Gegend, hochoben auf der Hardt, einem wasserarmen, steinigen Gebirgszug, der zum Jura gehört.

Drüben in der Wirthschaft zur „Krone" lernte ich bald gemütliche, trinkfeste Gesellschaft kennen; denn die Heuberger sind keine Kostverachter leiblicher Genüsse.

Am Vorabend vor Neujahr, es war inzwischen etwas milderes Wetter eingetreten, beschlossen wir, am nächsten Morgen in aller Frühe nach der Burg Hohenzollern zu pilgern.

Ungefähr eine Stunde lang geht es von Stetten aus lustig bergab bis zur nächsten württembergischen Bahnstation, die wir sehr frühe am Neujahrsmorgen erreichten, und von wo aus wir den Zug über Ebingen—Bahlingen bis zur Station Zollern benutzten.



Burg Hohenzollern.

Es war ein wirklich schöner milder Tag, ohne viel Schnee, und goldiger Sonnenschein erfreute uns, als wir anfingen, den steilen Berg zu erklimmen.

Ein breiter Fahrweg wendet sich in schönen Biegungen um den prächtigen Bergkegel zur stolzen Zollernburg mit ihren weit in die herrliche Landschaft hineinschauenden Türmen und Zinnen.

Wir gebrauchten oft den jähen Fußsteig, und erlebten viel Spaß, als wir uns gegenseitig die teilweise schlüpfrigen Pfade hinaufziehen mußten.

Oben angekommen war unser erster Gang in die Kantine einer Kompagnie des 6. Infanterie Regiments No. 114, die hier oben in luftiger Höh' stationiert war.

Später durchschleiften wir die Prunkgemächer des deutschen Kaisers und der Kaiserin in Filzschuhen, und entzückend gerade ist die Fernsicht, wenn man von diesen herrlichen Räumen in die gottbegnadete Gegend hineinsieht.

Schöne Fluren, dunkelgrüne Wälder, Höhenzüge der Alp und des Schwarzwalds grüßen aus der Ferne, und anheimelnder Glockenklang von den Kirchtürmen der tief unten liegenden Dörfer mahnte uns hier oben an die Bedeutung des heutigen Tages, an den ersten Morgen des neuen Jahres 1878.

Im Jahre 1423 wurde die erste Burg des Grafen Fritz von Zollern von

dem schwäbischen Städtebund zerstört. Graf Yost im Barte, ließ sie trotz Verbot des Kaisers im Jahre 1454 doch wieder neu erstehen.

Jahrhunderte zogen nun im Kreislaufe der Zeiten dahin, und die ehedem so stolze Zollernburg fiel dem Verfalle anheim.

König Friedrich Wilhelm der Vierte errichtete die gegenwärtige herrliche Feste in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, und ein berliner Architekt brachte dieselbe 1854 zur Vollendung.

In den Nachmittagsstunden, bei schönster trockener Witterung, stiegen wir bergab, und wanderten der alten Schwabenstadt Hechingen zu, von wo aus wir den Zug zur Heimfahrt gebrauchten.

Hechingen wird schon 786 urkundlich erwähnt, und vom 11 Jahrhundert an gehörte es den Grafen von Zollern; dann um 1360 kam es an Württemberg, bis es 1429 an Hohenzollern und mit diesem 1850 an Preußen fiel, nachdem es zuvor Residenz des Fürsten von Hohenzollern = Hechingen gewesen war.



Ernste Studienzeit.

Nach den in Waldshut so prächtig erlebten Ferientagen kehrte ich zu ernstem Schaffen nach Hause zurück, und bezog mit Beginn des Schuljahres die schon solange erwünschte Secunda, jene Klasse, die mit der Knabenzeit aufräumt, und wo der Studirende von den Professoren mit „Sie" angeredet wird.

Die nun folgende Zeit zähle ich zu der interessantesten und lehrreichsten meiner Gymnasialjahre. Als Chef der Klasse hatten wir unsern Direktor Forster, der uns die Klassiker erläuterte, und uns zweimal in der Woche auch englischen Unterricht erteilte.

Unseres Direktors Lehrstunden waren bald ein Genuß für mich; in welch' einfacher, verständlicher Weise, und mit welcher Ruhe und Sicherheit wußte er uns einzuführen in die Gedankenwelt der alten Klassiker.

Ohne uns mit niederträchtiger Grammatikfuchserei zu plagen, sah er doch strenge auf die richtigen Formen und die Regeln der Syntax. Im Griechischen lasen wir Xenophon's „Anabasis" und Homer's „Odysee."

Im Lateinischen Cicero's „De Catalina" und die „Aeneis" von Virgil. Hier erst empfand ich den rechten Begriff und das Verständniß für die leuchtende Schönheit dieser alten Sprachen.

Direktor Forster war frei von philosophischer Pedanterie und grammatialischen Spitzfindigkeiten; er las uns die Homer'schen Verse mit einer Schönheit vor, die uns alle auf's Höchste begeisterte.

Direktor Schneider, unser Mathematiklehrer, führte uns ein in die Geheimnisse der Gleichungen mit den verschiedenen Unbekannten, der Potenzen, der Trigonometrie- und der Logarithmen-Lehre.

Im Französischen lasen wir ein Lustspiel Molieres und in der Geschichte die Ursachen und die Folgen der Reformationszeit.

Dieses Studium mag wohl den Anlaß gegeben haben, daß ich unseren Dr. Schuler, den geistlichen Professor, in seiner Unterrichtsstunde über die Tetzel'sche Ablaßkrämerei interpellirte, und als Antwort von ihm aus dem Klassenzimmer gewiesen wurde. Er gab mir später dennoch eine gute Reli-

gions-Note in meinem Abgangszeugniß; im deutschen Sprachunterricht erteilte er mir jedoch nur das Prädikat „genügend" weil ich sein uns zur Behandlung gegebenes Thema "Nihil turpius est, quam cum eo bellum gerere, quocum familiariter vixeris" zu „frei" behandelt hätte.

Im schönen Mai machte die Secunda mit unserem Direktor einen Samstag-Nachmittags Ausflug hinüber in's Bregtal, nach dem Städtchen Bräunlingen. In einer Wirtschaft oben im Dorf ließen wir uns an langen Tafeln zum Trunk und Imbiß nieder. Er war gewöhnlich der erste, der ein Studentenlied anstimmte, und in solchen Stunden verkehrte er mit uns wie ein Vater mit seinen Söhnen.

Kurz vor den Pfingstferien lud er uns abermals ein, mit ihm einen Spaziergang durch den Wald nach Wolterdingen zu machen. Dort angekommen, belegten wir den oberen Saal in der „Krone", und kaum hatten wir das erste Glas getrunken und das Gaudemus gesungen, so erhob er sich, und bewegten Herzens sagte er uns, daß dieses der letzte Ausflug sei, den er mit uns machen könne, indem er als Direktor an das Gymnasium in Offenburg versetzt worden wäre. Er leerte sein Glas auf die beiden Klassen und forderte uns auf, stehend das Lied zu singen „O alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du geschwunden." Der Moment packte uns Alle, als wir die Worte sangen; "O jerum, jerum, jerum, o quae mutatio rerum," und Keiner, der jenen Nachmittag in der Krone in Wolterdingen miterlebt hat, wird jene Stunden in seinem Leben vergessen können.

Wolterdingen war für uns Sekundaner das häufige Ziel der Wanderungen; das saubere Dorf liegt in dem schönen Wiesentale der Breg, an beiden Seiten von bewaldeten Höhenzügen begrenzt. Wie häufig sind wir singend Arm in Arm die lange Wolterdinger Steig hinaufgezogen, und wie nette, freudesprudelnde, doch sittliche Stunden haben wir im Hinterzimmer der Krone, die unmittelbar an der Brege liegt, zugebracht. Nur eines traurigen Ereignisses muß ich, wenn auch ungern, gedenken, das sich vor dem Dorfe im Frühsommer an einem Samstag Abend abspielte.

Ungeschliffene Dorfjungens warteten gewöhnlich vor dem Dorfe auf uns, und verhöhnten uns, wenn wir jubelnd nach Hause zogen. An besagtem Abend artete die gehässige Neckerei in Tätlichkeiten aus, und einer der frechsten der Bengel bekam eine Tracht Prügel, worauf ein anderer nach dem Ortsvorsteher eilte und diesen zu Hilfe herbeizitierte.

Der Herr Bürgermeister erschien auf der Bildfläche, ging sofort auf den

größten von uns zu, und verlangte von ihm, ohne uns Gelegenheit zu geben ihm die Situation zu erklären, sofort nach dem Dorfe zurückzukehren. Unser Freund Johann versicherte dem gestrengen örtlichen Oberhaupt, daß er den Bengel allerdings vermöbelt hätte, sich aber weigere, auch nur einen Schritt mit ihm zurückzukehren. Ein paar Wochen nach diesem Vorfalle wurde unser Mitschüler wegen Angriff, und Wiedersetzlichkeit gegen die Obrigkeit vor das Schöffengericht gebracht, und erhielt daselbst zwei Wochen Gefängniß, die er in Donaueschingen abzusitzen hatte.

Wie jenes Ereigniß uns alle schmerzlich berührte, brauche ich hier nicht zu erwähnen. Unser Mitschüler mußte natürlich die Anstalt verlassen, nur wenige Wochen vor seiner Maturität, und war gezwungen das Gymnasium zu Bensheim in Hessen zu beziehen, da er auf keiner badischen Anstalt mehr Aufnahme finden konnte. Wir ließen ihn allerdings im Amtsgefängniß keine Not leiden, auch mein Bruder Julius überraschte ihn gelegentlich mit etlichen Flaschen Wein, die er in seinem Regenschirme versteckt, nach seiner Zelle schmuggelte.

Wolterdingen spielte etliche Jahre später noch einmal eine Rolle in meinem Leben, weshalb ich noch einen kurzen Augenblick in jenem schönen Dorfe im saftigen Wiesengrund verweilen möchte.

Wulterdingas, so nennt sich der Ort in einer alten Urkunde, ist einer der ältesten Plätze in der alemannischen Baar; denn schon 775 übergab der Gaugraf Adalbert das Dorf an das Kloster zu St. Gallen. Die Grafen von Urach und von Fürstenberg, später auch die Oestreicher waren die Herren von Wolterdingen bis es anfangs des vorigen Jahrhunderts an Baden gelangte.

Wie oft sind wir hinaufgeklettert zur Ruine Zindelstein, und von da über den Hammer gegen Vöhrenbach; und jedesmal offenbarte die Natur uns neue Wunder; wie schön bist du und malerisch, du einziges Gelände zwischen Donau und Rhein, und welch' urwüchsiger, kerniger und zufriedener Menschenschlag tront auf diesen Schwarzwaldhöhen!

Wenn wir dann Nachts, mitunter bei Mondenschein und sternbesätem Himmel durch das dunkle stille Nadelgehölz dahinzogen, der Heimat zu, dann füllten sich unsere jungen Herzen, und ein Reiz kam über uns, ein Gefühl, das zur Seele spricht. — Zu jeder Jahreszeit, in jeder Tagesstunde hat die Sprache der Natur einen anderen Klang, und immer spricht sie schön, aber am tiefsten greift sie Jenem hinein ins Herz, der ihr lauscht in dunkler Nacht, wenn die goldenen Sternlein blitzen über die finstere mit

Harzgeruch gesättigte Welt, und wenn man sich hinsetzt auf mosigen Steinsitz und träumend hineinstarrt in das unermeßliche All.

Ich war Sekundaner, als ich zum erstenmale einem öffentlichen Maskenballe beiwohnen konnte, und zwar am Fastnachtsonntag im Gasthaus zum Lamm. Die Gesellschaft „Frohsinn" war der Arrangeur, und als Schwarzwälder Bauer verkleidet, erlebte ich viel Spaß und Tollheiten. Mein Schwager Binninger besorgte Lederhose, rote Weste, u. s. w., meine Schwester die silberbeschlagene Pfeife und ich das Päckle, „schwarzen Ritter" der aber so mächtig duftete, daß mir die schöne Damenwelt immer aus dem Wege ging. Ausstaffiert mit allem, was zu einer rechten Bauerntracht gehört, sang ich mein lustiges Schwarzwälderliedle:

„Und uf em Kopf an härene Huat
Und Schnalle a de Schuah
E rothes Libli, stoht mer guat
En Reiha Knöpf dazua.

E silber beschlaga Pfifli au
Das rauch i jeda Tag,
I han's ja, vun're Burefrau
Vum ächte Bureschlag."

Früh am Morgen, beim Höhepunkt der Festlichkeit angelangt, ertönte plötzlich Feueralarm. S'brennt, s'brennt, drunte in de Mühlegaß, erscholl es im Tanzsaal, und alles verließ Musik und Weinglas, und stampfte durch fußtiefen Schnee nach der Brandstätte. Mein Bruder Julius war einer der Hauptleute bei der freiwilligen Feuerwehr, er entnahm meinem Kopf die Pelzkappe, und stülpte mir seinen Cylinderhut bis tief über die Ohren. Bis an die Knie standen wir im Schnee, und sahen dem Brande zu; ich mit Kniehosen, Wadenstrümpfen, roter Weste und in Hemdsärmeln, den hohen Seidenhut auf dem Kopfe — doch an Fastnacht geht ja Alles. —

Mit Cicero und Xenophon unter dem Arm, ohne eine Minute Schlaf gehabt zu haben, gings am Montag wie gewöhnlich zur Schule, und spät am Nachmittag, als Frauenzimmer verkleidet, machten wir, ungefähr 12 an der Zahl, mit Zuckerdevisen schwer beladen, unserem Direktor und den uns lieben Professoren einen Besuch, um dann am Abend draußen im Museum nach den Tönen Kaufmann'scher und Rosinak'scher Musik zu tanzen und Allotria zu treiben.

Am Fastnachtdienstag zogen wir als Jakobiner verkleidet, nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit schreiend durch die Straßen, um dann am Abend im Lamm oder auf der Post den Garaus zu machen. Du glückliche nimmersatte Jugendzeit, du unerschöpflicher Quell der Freude, aus dem wir so herzhaft trinken konnten!

„Schön ist die Jugend," sagt Pfarrer Hansjakob, wo man Wetter und Wind trotzen, bisweilen über die Schnur hauen, und singen und trinken und springen kann, nach Herzenslust.

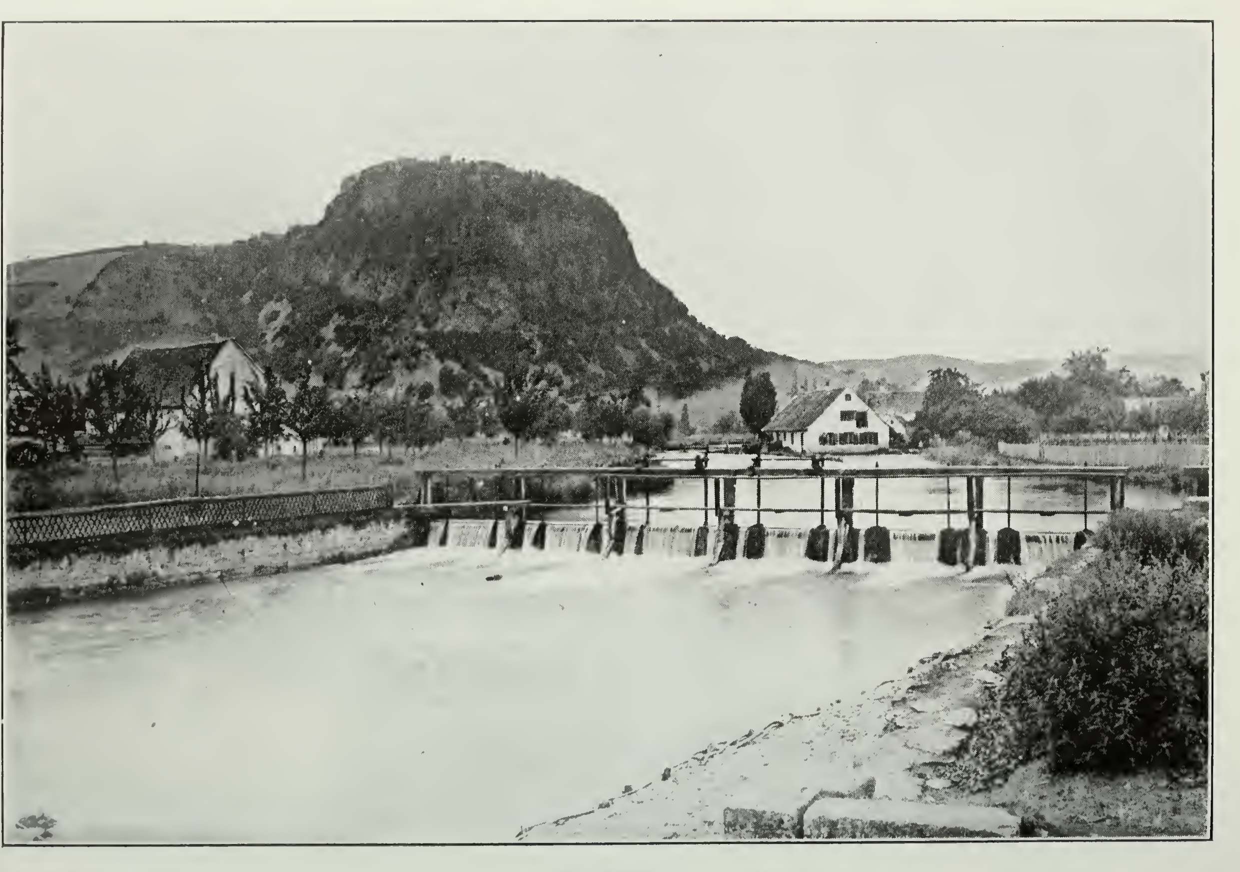
An den Jahrmärkten hatten wir gewöhnlich am Nachmittag keinen Unterricht, und wir freuten uns königlich, wenn wir an den langen Reihen von Marktständen vorbei, die Straßen auf und ab paradieren, die Händler ärgern, und unbemerkt den an den Buden stehenden Schwarzwäldermaidlis, die langherabhängenden Zöpfe mit den „Zopfbändeln zusammenknüpfen konnten.

Auch der diesjährige Frühjahrsmarkt begann an einem heiteren, schönen Morgen; nach der Pause um 10 Uhr verkündete uns der Herr Direktor aber, daß wir am Nachmittag wie gewöhnlich die Unterrichtsstunden zu besuchen hätten, was natürlich uns allen durch den Strich ging.

Wir trafen uns zur Beratung lange vor zwei Uhr auf dem Markt, droben bei der Linde, gaben dort einem Drehorgelspieler etliche Silberstücke, unter der Bedingung, daß er mit seinem Jammerkasten sich unmittelbar unter die Fenster unseres Klassenzimmers postiren, und dort seine Weisen beständig ertönen lassen müsse.

Der Unterricht begann, und so der Kerl unten mit der Leierkiste. Unser Direktor ging erst unruhig im Zimmer auf und ab, schloß die Fenster, öffnete sie wieder, sah hinaus, winkte dem Kerl unten zu, doch der drehte lustig zu, und die „Wacht am Rhein," „Ich hatte einen Kameraden" und „Du, Du liegst mir im Herzen" erklangen unaufhörlich weiter. Auf einmal schlug unser guter Direktor sein Buch zu, machte erst eine saure Miene, fing dann an zu lachen und sagte; „Kerls, macht daß ihr zum Kukuk kommt"; der Unterricht war zu Ende, und wir zwei Minuten später auf dem Markte.

Direktor Forster nahm sehr bald Abschied von uns, schweren bewegten Herzens und sehr ungern sahen wir den verehrten Lehrer gehen. Sein Nachfolger war Professor Kränkel von Konstanz, derselbe, bei dem ich vor mehreren Jahren meine Aufnahmsprüfung für die Quarta zu machen hatte. Der neue Direktor in- und außerhalb der Schule, war ein ganz anderer Charakter, als sein Vorgänger; die freien, frohen, schönen Tage waren vorbei, wir



Hohentwiel.

durften an verbotenen Früchten nur naschen. Seine Unterrichtsstunden vermochte er ebenfalls sehr interessant zu machen, besonders hörten wir ihn gerne im Griechischen, das er förmlich sang. Wir lasen unter ihm „Tacitus," „Livius" und „Sallust", besonders gefielen mir Tacitus und Livius, da sie mich einführten in die Geschichte unserer Vorfahren.

Pfingsten, die schönste Zeit im Jahre, wo alles hinauszieht auf die freien Höhen, in die schöne Gotteswelt, brachte uns immer etliche Tage Ferien; Pfingsten, du herrliches Fest! Wie dichtet doch Else Krafft so schön:

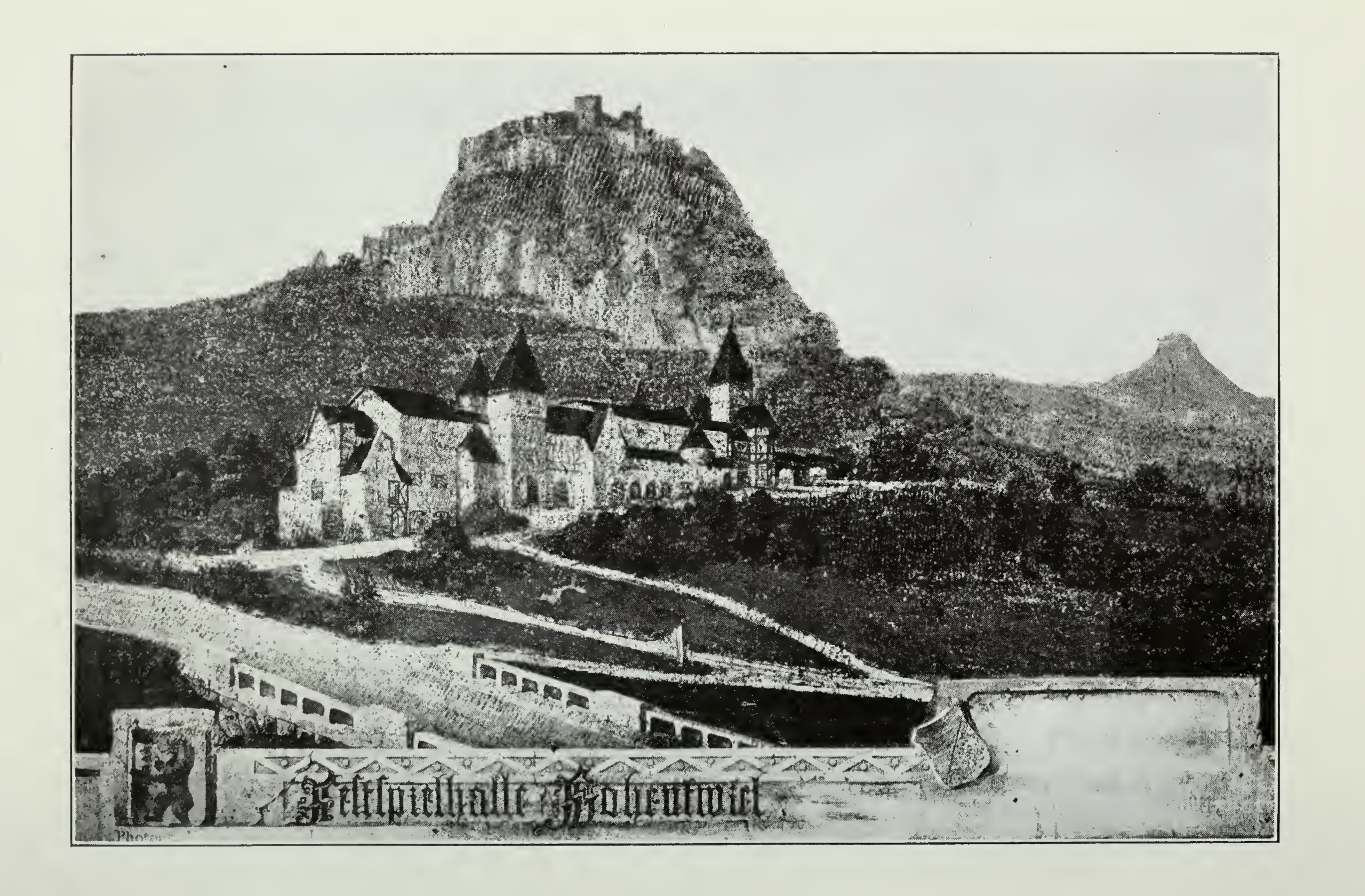
„Blaue Lüfte, grüne Matten,
Weißer, blasser Blütenschnee,
Nachtigall im Abendschatten,
Schlankes Schiff am dunklen See,
Störche, Schwalben, bunte Blumen,
Sonnengluten, Sternenpracht,
Und ein Mädchenherz, das heimlich
Für den Liebsten Verse macht. — Das ist Pfingsten!

Auch mich erfaßte die Pfingstluft, und hinauf ging's in den Hegau, hinauf zu dem bemoosten Alten, zum Hohentwiel, auf dessen luftiger Höh' drei Jahre später, des Lebens wichtigster Schritt beschlossen wurde.

Lustig und froh wie ein Vogel wanderte ich unten am Hunnengrab vorbei, von Singen aus hinauf zum Schulzenhof, und unter der großen Linde beim Gasthaus sitzend, blickte ich hinauf an dem schwarzen Klingsteinfelsen, hinauf zu den mächtigen Trümmern, zu der einst unbesiegbaren Feste, die nur einem französischen Schurkenstreich zum Opfer gefallen.

Hier unter dieser weitverzweigten Linde, hier bei Pfitzers ist Ekkehard erstanden; da saß der Meister und ließ seine Blicke hinüberschweifen über den Bodensee, nach St. Gallen, hinauf zum Santis, zum Kamor und zum Waldkirchli. Dort, sagt er selbst: „In den Revieren des schwäbischen Meeres, die Seele erfüllt von dem Walten erloschener Geschlechter, das Herz erquickt von warmem Sonnenschein und würziger Bergluft, hab' ich diese Erzählung entworfen, und zum größten Teile niedergeschrieben."

Vom Wirtshaus aus steigt man fest bergan und sieht zur Linken zuerst den kleinen Friedhof; dann geht's über gähnende Schluchten und über alte


Festspielhalle Hohentwiel

Holzbrücken durch's Alexandertor, dann durch das Karlstor nach dem Schloßhof und der mächtigen Herzogsburg. Welch herrliches Bild von stimmungsvoller Schönheit öffnet sich da dem staunenden Auge!

Dort unten glänzt der Bodensee, hier blitzt die schneeglitzernde Alpenkette, da reiht sich Kegelberg an Kegelberg, und im Norden als Abschluß das dunkle Tannengrün der Schwarzwaldberge. Im Grase liegend, durchstöberte ich meinen Ekkehard, den ich hier oben einmal lesen wollte, und immer und immer wieder mußte ich hineinschauen in dieses einzig schöne Landschaftsbild.

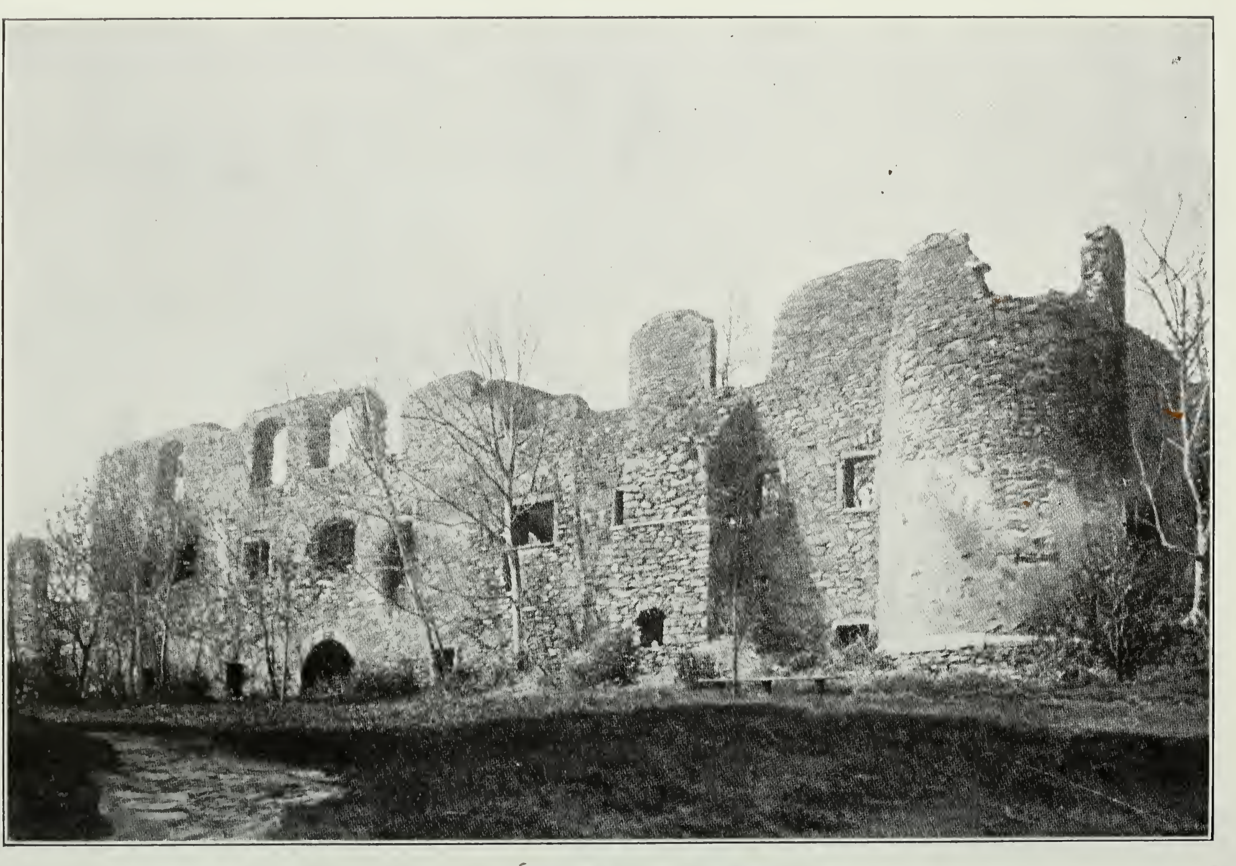
Es fing jetzt langsam an zu dämmern, von den Kirchtürmen der umliegenden Dörfer und Weiler läuteten die Glocken das Ave Maria zum Abendsegen, und in der reinen, milden Abendluft zitterten die Glockentöne herauf zur Stille des schönen Gottesfriedens.

Leuchtkäferchen bald hier, bald dort stiegen aus dem Grase auf; Maikäfer brummten und summten eifrig, und angenehme Kühlung fächelte der von Fliederduft und Weißdornblüte durchsättigte Abendwind. Vom Süden her schicken der Rigi und die Jungfrau ihre letzten Nachtgrüße, und im Silberglanz, von der vollen Kugel des Monds beleuchtet, liegt still der See, und unwillkürlich denkt man an Scheffel und seine Gestalten und an Schoenhut's reizende Dichtung:

„Bild steig auf aus jenen Tagen
Als des Weibes zarte Hand,
Stark den Herrscherstab getragen
Weithin über See und Land,
Hadwig, Bild aus schönen Zeiten
Die oft Herrschermüh' vergaß
Wenn sie Ekkehard zur Seiten
An dem Quell der Weisheit saß."

Die dunklen Umrisse zeigten mir Wiederholt's Kirche und den Turm; dort liegt der Trümmerhaufen der einstigen Herzogsburg, nebenan ist es, wo Ekkehard geschmachtet, den Herzenskampf ausgekämpft, und wo die jugendliche Praxedis ihm zur Flucht verhalf, als er im nahen Gotteshause gefrevelt und den lauernden Kellermeister Rudimann mit dem ewigen Lichte zu Boden geschlagen.

Ich sehe das Schelmengesicht Spazzo's, jene weinfrohe urgermanische Kerngestalt, und hinter ihm das herrische Antlitz der Herzogin, Kleeblumen im



Hohentwiel — Die Herzogsburg.

Haare. Unten am Felsgrat, unter schützendem Blätterdache sitzen zwei Kinder und erzählen von künftigen Freuden und dem Schatz im Bergesinnern, den ihnen Ekkehard durch eine Zauberformel beschaffen soll. Audifax und Hadumoth sind es, die unschuldigen, die sich für ein Stündchen aus dem Bereiche der Herrin entfernt hatten.

Im Banne dieser Gestalten sitze ich hier oben und träume hinein in die schöne laue Maiennacht. „Pfingsten ist's morgen, jubelt's im Herzen"; da, auf einmal ertönt von unten herauf froher Männergesang, es klingt so schön herauf zu mir, und lauschend vernehm ich die Worte:

"Post jucundam juventutem
Post molestam senectutem
Nos habebit humus."

Studenten aus Württembergs „Alma mater," aus Tübingen, sind es, die zum Pfingstfest heraufgepilgert sind zum Lieblingsberg der deutschen studierenden Jugend, und aus kräftiger Männerbrust schallt es da unten weiter:

"Ubi sunt, qui ante nos, in mundo fuere?"

Unsere gemütlichen Kneipstunden fortzusetzen, getrauten wir uns nicht mehr, und wir trafen uns deshalb meistens geheim und in kleineren Kreisen, entweder drunten im Nebenzimmer des Fürstenbergerhofs, oder in den Wirtshäusern der umliegenden Ortschaften.

In alemannischen Gauen gebrauchten zu damaliger Zeit die Wirte in ihren Aushängeschildern vornehmlich die Namen von Tieren. Droben in Aufen gingen wir in den Adler, in Hüfingen in den Löwen, in Pfohren besuchten wir den Hirschenwirt, in Bräunlingen den Rößlewirt, in Aasen trafen wir uns im Ochsen, und sonst noch kehrten wir hier, bald dort im Pferd, im Steinbock, im Reh', im Bären, im Lamm, im Hecht, oder selbst in der blauen Katz ein. Auch Sonne, Mond und Sterne prangten an manchem eisernen Schild an den Wirtshauserkern.

In den letzten Jahren soll das Wirtsvolk poetischer, oder patriotischer geworden sein; denn die Wirtshausschilder zeigen heute einen „Deutschen Kaiser," einen Prinz Wilhelm, Prinz Max, zum Kronprinzen, zur Germania, Prinz Bismarck, zum Hohenzollern, einen Scheffel, Tannhaeuser, Reuter u. s. w. an.

Direktor Kränkel hörte natürlich von unseren Ausflügen und dem Wirts=



Hohentwiel—Das Eugenstor mit Karlsplatz.

hausbesuch in der Stadt, und unser Pedell Maier war uns beständig auf den Fersen.

So überraschte er uns einmal an einem Freitag Abend draußen in der Restauration Rieple beim Bier und der Zigarre.

Wir wußten, daß er uns beim Direktor anzeigen würde, fingen an Ulk mit ihm zu treiben, hießen ihn „Herrn Pedell Maier“, trankem ihm zu, und ärgerten ihn sehr bald zum Lokal hinaus.

Ich wohnte nicht weit von Direktor Kränkel's Hause im Oeschle, und er beauftragte mich schon Anfangs des neuen Schuljahres, jeden Morgen bei ihm vorzusprechen, um seine Bücher oder Correkturbogen nach der Klasse zu bringen. Er saß noch beim Morgenkaffee, als ich Samstag Morgens mit klopfendem Herzen in seinem Studierzimmer auf ihn wartete. Endlich kam er, sich wundernd, weil ich schon so früh ihn zu sprechen wünsche. Ich teilte ihm den Vorfall von gestern unumwunden und aufrichtig mit, erzählte ihm, daß wir unter Direktor Forster unser Bier trinken durften, und niemals Anlaß zu Klagen gegeben hätten, und da die Klassen der Secunda meistens junge Leute im Alter von 17 bis 19 Jahren beherbergten, bat ich ihn, die Sache milde zu behandeln.

Er entließ mich und erwähnte die Angelegenheit mit keinem Worte in der Klasse ; in der Pause ließ er mich auf sein Zimmer kommen, und sagte mir, daß wir an einem beliebigen Samstag Nachmittag einen lateinischen Straf-Stil zu machen hätten ; bei weiterem guten Benehmen würde er die Angelegenheit vergessen.

Ich dankte ihm für seine Güte, und ein paar Wochen später, an einem regnerischen Samstag Nachmittag haben wir mit viel Spaß unsere zwei Stunden abgesessen, und dabei den Herrn Maier blau geärgert.

Zwei oder drei Originale in der Secunda sind mir heute noch in besonderem Gedächtniß.

Aus Gernsbach im Kinzigtal kam der urfidele, immer durstige, sehr talentirte Carl Haertig, der unserem geistlichen Lehrer Dr. Schuler besonders schwer im Magen lag, weil er an Sonntagen gewöhnlich die Kirche schwänzte, oder wenn er dieselbe einmal besuchte, während der Predigt schwatzte oder schnarchte.

Aus Rotmalsch bei Heidelberg kam der heitere, zu allen lustigen Streichen aufgelegte Nikolaus Kilian, ein Schüler der oberen Secunda und er, wie Haertig und ich, sowie ein fester Unterländer Namens Meckler, waren meistens unten im Fürstenbergerhof zu treffen. Kilian konnte große Quantitäten von

Bier ertragen, und war ein leidenschaftlicher Raucher, er soll sich hier in Amerika eine Wirtschaft angeeignet haben, während Haertig die Offizierskarriere ergriffen haben soll. Die drei jungen Männer wohnten uns gegenüber bei der Frau Pfaehler, deren langer Gatte beim Amtsgericht Schreiberdienste verrichtete, und in seinen freien Stunden beständig die Klarinette spielte.

Ehe Kilian von unserer Musenstadt wegging, schrieb er mir, es war am Pfingsten 1879 den folgenden Vers in mein Album :

„Trinken sang Anakreon,
Trinken sang Horaz,
Drum trinke du o Musensohn,
Denn die Vorwelt tat's.
Trinke herzhaft wöchentlich,
Lehrt Dich Hippokrat,
Griech' und Römer mahnen Dich,
Folge weisem Rat !

Ob er wohl heute noch so denkt ? Ob Haertig und Meckler heute noch ihre großen Schoppen trinken ? Ich möcht's ihnen gönnen.

In den Sommerferien 1878, noch begeistert von dem Pfingstbesuch und dem Zusammentreffen der Tübinger Studenten auf Hohentwiel, machte ich ich mich daran, jene Eindrücke auf der Höhe des Berges, sowie dessen kurze Geschichte in gebundener Form zu beschreiben, und flocht auch etliche Verse ein.

Victor von Scheffel weilte z. Z. draußen in Dürrheim, und nahm Solbäder; und eines Tages, spät Abends von Aasen, einem nahen Dorfe heimkehrend, wo unser Bruder Franz einen Straßenbau beaufsichtigte, beschlossen ein früherer Rastatter, der bei uns zu Besuch war, mein Freund Veit und ich, den Versuch zu machen, den Dichter des Ekkehard in seinem Badeorte zu besuchen. Wir machten uns früh am nächsten Tag auf den Weg, und lustig wanderten wir drei gegen Dürrheim. Wir ließen uns im Salinegarten nieder, und warteten dort auf eine Gelegenheit, den gefeierten Poeten zu treffen.

Gegen Mittag endlich, des Wartens müde, fragten wir den Wirt, ob es denn nicht möglich wäre, den Herrn Doktor zu sprechen. Er deutete uns an, daß Herr von Scheffel allem Besuch aus dem Wege ginge, und allen Verkehr meide.

Er würde jedoch den Versuch machen, beim Mittagessen ihm unsere Karte zu überreichen.

Unser Rastatter gab mir seine Visitenkarte die mit dem Zirkel seiner Verbindung versehen war, und ich schrieb auf die Rückseite folgende Worte:

„Drei fahrende Schüler, da unten im Garten,
Vergebens seit 9 Uhr den Meister erwarten,
Drei Frösch sinds, recht grüne, doch nett und zivil,
Sie harren des Dichters= und lesen =Virgil?

Es dauerte nicht lange, und Victor von Scheffel saß ein Stündchen bei uns, im Schatten schöner Bäume, im Salinegarten. Er erzählte von seiner Bibliothekarzeit in Donaueschingen und der Tischgesellschaft „Der Heilige" auf der Post, erkundigte sich nach seinem getreuen Schelble und anderen Herren, die er kannte.

Er erzählte von der Seehalde, dem Streit und dem Prozesse mit den halsstarrigen Bauern, auch von seinen Jugendjahren in Karlsruhe.

Nach einer Weile bat ich ihn, ob er mir erlauben würde, ihm einige kurze Stellen „meines Traumes auf Hohentwiel" vorlesen zu dürfen, was er bereitwilligst gestattete.

Als ich bald endete, begierig und herzklopfend seiner Antwort harrte, sagte er lächelnd, doch mit einem eigentümlichen schwermütigen Zug um die Lippen, daß die Sache ihm ganz gut gefalle, die Idee und der Gedankenaufbau ganz hübsch seien, die Form aber, und die Verse viel zu wünschen übrig ließen.

Von ganzem Herzen dankten wir ihm für die hohe Ehre und das anregende Stündlein, das er uns gegeben, und wir nahmen Abschied von dem Liebling der deutschen Jugend. Ich rechne heute jene Zusammenkunft mit Victor von Scheffel zu einem der glücklichen Augenblicke meines Lebens.

Im Juli 1879 nach schaffensfrohen Monaten bekam ich mein Abgangszeugniß vom Gymnasium, und im Speisesaale drüben im Lamm trafen sich Abends die Sekundaner und die Professoren zur solennen Abschiedsfeier, nachdem am Vormittag im großen Museumssaale der feierliche Schlußakt abgehalten ward. Als ich zum letztenmale mit meinen wenigen Habseligkeiten die Gymnasiumstreppe hinabstieg, gedachte ich kurz der schönen, doch auch der bitteren schweren Jahre, die ich in diesem alten Gebäude erlebt habe, und unten angekommen, machte ich meinem Herzen Luft, jubelte mit den anderen, und aus froher, freier Brust erklang das alte Lied:

„So leb' denn wohl Gymnasium!
Ich scheide ohne Trauern;
Ich trieb mich lang genug herum
In deinen dumpfen Mauern,
Du sollst mir stets in Ehren sein
Doch kriegt kein Pferd mich mehr hinein,
Trallarum, lirum, larum
Hic finis est curarum."




RASTATT
Kehlerstrasse

Militärzeit.

Nachdem dann die ersten Tage der Ferien verstrichen waren, fing ich an mit der Zukunft mich zu beschäftigen, und die Frage einer Lebensstellung trat allen Ernstes an mich heran.

Ich hatte Vorliebe für das Verwaltungsfach im Militärwesen, schon der Uniform halber, und wurde hierin von meinem Vater ganz besonders unterstützt, und man einigte sich, daß ich nach überstandener militärischer Ausbildung versuchen sollte, bei der Intendautur der 57. Infanterie Brigade Anstellung zu erhalten.

Ich wählte demgemäß die Garnisonsstadt Freiburg i. B wo mehrere meiner Freunde ihre Studien fortsetzten.

Eines schönen Tages, es war an einem Samstag im August, brachte mich der Schwarzwaldzug nach Offenburg, und von hier aus reiste ich weiter gegen Süden, einer der Perlen unseres schönen badischen Landes, Freiburg zu.

Im Kasino des Regiments No. 113 traf ich den Regimentsadjutanten Leutenant Muth, den ich in Bezug auf den Eintritt in das Regiment u. s. w. befragte.

Ich erhielt von ihm bereitwilligst die notwendige Anweisung und ohne mich länger in der schönen Dreisam-Stadt umzusehen, verließ ich in den Nachmittagsstunden die Stätte meines zukünftigen Aufenthaltes, denn es zog mich hinunter nach Offenburg, um dort meinen ehemaligen Direktor Forster, und seine beiden Söhne Erwin und Robert, die in Ferien waren, zu besuchen.

Am selbigen Abend noch saß eine feuchtfröhliche Corona zusammen, und trank und sang und gedachte der schönen Tage ad fontes Danubii, und besprach den morgigen Tag, wo in Rastatt eine Zusammenkunft mit den dortigen Primanern vereinbart war.

Es war ein Sonntag hell und klar, als wir draußen am Bahnhof deralten Festungsstadt von unseren Freunden empfangen wurden. Wir gingen zu Fuß nach der Stadt, und eine fröhlichere, glücklichere Gesellschaft hat wohl der Wirt zur „Blauen Katz" nie beherbergt.

Wir sangen all' die alten Lieder wieder; nochmals durchlebten wir die köstlichen, jugendfrohen, glückseligen Augenblicke, trotzdem wir empfanden, daß an Viele von uns der Ernst des Lebens herangetreten, und daß der heutige Tag in aller Wahrscheinlichkeit den Abschluß froher Studienjahre bilden werde. Nur zu bald mußten wir uns zum Abschiedssalamander präparieren und viel zu früh ertönte es oben am Tisch mit kräftiger Stimme "Exercitium Salamandri incipitur." Mit frisch gefülltem Glase und bewegten Herzens folgten wir dem uns so wohl bekannten Kommando.

Es war dies der letzte Salamander, den ich auf deutschem Boden mitreiben half.

Ein kurzes Lebewohlsagen, ein kräftiger Händedruck, und den Einen trug das Dampfroß dem Süden, den Anderen dem Norden zu.

Sonderbare Gedanken beschlichen mich, als ich Nachts allein, in einsamer Ecke in meinem Wagon, durch die Schwarzwaldberge nach Hause fuhr.

Mit dem heutigen Tage sagte ich mir, hast du Abschluß gehalten mit der sorgenlosen, der goldigen Lebenszeit; an einem Kreuzgange deines Lebens stehst du nun; hab Acht, daß du den rechten Pfad erwischst, der dich an das richtige Ziel auf deiner Wanderschaft bringen wird.

„Jetzt gilt es Hand und Kopf gerührt
Und zeitig auf die Beine,
Den Gürtel fest und knapp geschnürt
Den Schnabel fern vom Weine.
Die Zukunft dämmert ungewiß,
Ich fahr auf neuen Straßen,
Der Strom und Wellen wandern hieß,
Wird dich auch nicht verlassen!

Ich summte diese Dichterworte, als ich gegen Mitternacht unserem stillen Hause auf dem Lehen zuschritt.

Während der heißen Augusttage verbrachte ich eine kurze Zeit oben auf dem Henberg; täglich durchwanderten wir die schönen Waldungen, wo man sich so wohl, so zufrieden fühlt; denn wer dem Wald nur einmal in die grünen Augen geguckt hat, wird nicht so leicht sich wieder von ihm losmachen, und es wird ihn immer wieder hinziehen zu ihm und seiner heiligen Stille. Auch die Dörfer in der Höhe besuchten wir, oder pilgerten in's Donautal, hinunter nach Sigmaringen, wo wir nach Besuch des herrlichen Schlosses gewöhnlich



beim alten Herrn in der Wirtschaft zur „Donau" Einkehr hielten, und dort etlichemale mit dem Vizefeldwebel Nagel, der ehedem in Donaueschingen angestellt war, zusammentrafen.

Auch einer Hochzeit unten in Gutenstein wohnten wir als Gäste bei, wo es sehr fidel und ausgelassen — so recht ländlich, sittlich herging. Die Heimfahrt auf einem einfachen ungefederten Leiterwagen mit der lustigen Gesellschaft, so um Mitternacht war für mich das Interessanteste. Jene nächtliche Fahrt, bei vollem Mondschein und herrlichem klaren Himmel durch die schönen Buchenwälder bot mir manches, das mir neu war. Die trockenen derben Witze eines festen Heubergermädchens, einer Verwandten der Braut, hielten uns beständig im Lachen. Auf dieser Tour habe ich den Heubergerhumor erst richtig zu kosten bekommen.

Meinem Bruder Franz entleidete der Aufenthalt in Stetten sehr bald, das Leben unter den Heubergern mißfiel ihm; Chikanen etlicher Vorgesetzten, und die Grobheit und Falschheit gewisser Bauern beeinflußten ihn, um eventuelle Versetzung, resp. Entlassung aus dem Staatsdienst, nachzukommen.

Wir wiederrieten ihm, diesen Schritt zu tun; doch dessen ungeachtet verließ er seine Stellung im badischen Staatsdienst, und ließ sich in Donaueschingen nieder, wo er eine Cementfabrik gründete, dieselbe aber nach Jahresfrist

an unsern Bruder Julius übergab, um hierauf nach Freiburg i. B. überzusiedeln.

Es war an einem düsteren, naßkalten Herbsttage, als ich mich beim 5. Regiment No. 113 in der schönen Dreisamstadt zum Dienste meldete.

Die erste Nacht, die ich dort zubrachte, werde ich im Leben nicht vergessen. Ich empfand jetzt erst so recht, daß von nun an der eigene Wille und das eigene Denken, fremdem Urteile und fremder Laune zu gehorchen habe, und ich empfand das Gefühl, als ob ich mich in solcher Umgebung nie zufrieden geben könnte.

Ich wurde der 9. Kompagnie zugeteilt, und nun begann die harte, die schwere Zeit, die jeder junge Soldat mitzuerleben hat.

Wir hatten in unserer Kompagnie über 20 Einjährig-Freiwillige, mehrere Kaufleute, Beamten, Kellner u. s. w. und es dauerte nicht sehr lange, bis sich gute und treue Seelen, und brave Kameraden da zusammenfanden.

Zwei Eisenbahnassistenten Wissert und Nagel, ein Kaufmann Namens Mutter aus Löffingen, ein junger Philologe Namens Nast, ein Norddeutscher, und der hübsche Optiker Steinhilber und ich sind sehr bald gute Freunde geworden.

An gewissen Wochentagen und am Sonntagnachmittag trafen wir uns gewöhnlich im Cafe Kirner und bald waren dann die Plagen und Sorgen des Soldatenlebens vergessen. Ich gestehe offen, daß, nachdem ich alle Verhältnisse in Betracht gezogen habe, mir das Leben beim Militär nicht schlecht gefallen hat. Im großen Ganzen wurden wir menschenwürdig behandelt und derjenige, der sich Mühe gab, und beflissen war, seine Arbeit recht zu tun, hatte keine Ursache zur Klage. Es kam ja mitunter vor, daß ein Unbeholfener auch gestriegelt wurde, und nachererzieren oder Strafdienst tun mußte; doch das ist ja bei Neueingetretenen nicht zu vermeiden und unter den Rekruten trifft man auch manche die störrisch, hölzern, ungeschickt und dickköpfig sind.

Schon an Neujahr überraschte ich die Meinen, indem ich auf etliche Toge auf Urlaub nach Hause kam; mein Paß war gültig bis zum 4 Januar. Am 6. aber, dem Geburtstag meines Bruders Julius, gab es im Lamm Christbaumbescheerung, und Tanz — es war eine der schönen Veranstaltungen, die die Gesellschaft „Frohsinn“ gewöhnlich am Dreikönigstag in Szene setzte.

Ein Schreiben an den Feldwebel der 9. Kompagnie wurde abgeschickt, in Begleitung eines Schinken, einer Flasche Schwarzwälderkirschwasser und einer

Kiste Zigarren, und zwar wurde in dem Schreiben in Anbetracht todschwerer Krankheit meines Vaters, der in der Tat aber pudelwohl zu Hause sich befand, um 3tägige Urlaubsverlängerung nachgesucht.

Eine baldige Depesche meldete, daß der Urlaub um 48 Stunden vom Hauptmann verlängert worden sei, d. h. ich hatte Nachts vor 12 Uhr am 6. Januar beim Regiment zurück zu sein, und an jenem Abend war ja die besagte Unterhaltung, um derentwillen ein Schinken mit Zubehör geopfert wurde.

Was nun tun?

Ohne lange die Zeit mit Ueberlegung zu vergeuden, beschlossen wir kurzerhand auch ohne Urlaub zum Kränzchen zu gehen; ich blieb, tanzte und ohne Gewissensbisse freute ich mich des herrlichen Abends. Anstatt am andern Morgen mich gleich reisefertig zu machen, gab's zuerst einen obligaten Frühschoppen, den zu vermissen ja als ein Staatsverbrechen angesehen worden wäre, und am Nachmittag eine Nachfeier, die ja manchmal hübscher ist, als das Fest selbst.

Endlich mit dem Abendzug gings zurück nach der Garnisonsstadt, und erst auf dem Wege nach Offenburg machte ich mir ernste Gedanken ob mir wohl da in der Garnison etwas passiren könnte. In Offenburg angekommen fand ich zu meinem Leidwesen aus, daß ich so spät in der Nacht keinen Anschluß an einen Zug nach Freiburg mehr bekommen könne.

Ich mußte nolens-volens hier übernachten, ging einem Hotel zu, und bald war meine Aufregung und meine Angst in einem Bierkrug vergraben.

In aller Frühe rollte ich Freiburg zu, es war noch dunkel, als ich der Karlskaserne zueilte.

Klopfenden Herzens meldete ich mich bei meinem Feldwebel, um dort um gut Wetter zu bitten. Was alles dem todkranken Vater zugeschoben wurde! Doch gut, der Schinken u. s. w. hatte seine Schuldigkeit getan; unser Feldwebel meinte, die Sache würde sich schon machen lassen, ich wäre ja noch Rekrut und er würde mit dem Hauptmann Rücksprache nehmen u. s. w. Ich zog mich um, und eilte zum Dienst nach dem Kasernenhof.

Das Jahr 1879—1880 ist heute noch seines starken Winters wegen bekannt und an jenem Morgen bei 15 Grad unter Null, machten wir Gewehrgriffe drüben am Karlsplatz. Hier dachte ich bei mir, hast du jetzt Gelegenheit, deine Sünden von gestern abzubüßen, und sehnsüchtig gedachte ich der warmen Stube, des guten Bieres und der schönen Stunden von gestern.

Um 10 Uhr gings zurück zur Kaserne, und kaum war ich im Zimmer, als Hauptmann Krokisius, sein Monocle im Auge, was immer ein böses

Omen war, in Begleitung des Feldwebels in die Stube trat, und mich sofort zitirte.

Ich schilderte ihm die Krankheit und den Zustand meines Vaters in grellsten Farben, versicherle ihn, daß Unwetter und Schneefall im Schwarzwald meinen Zug für Stunden verspätete und ich deshalb den Anschluß an andere Züge verpaßt hätte u. s. w.

Er sagte mir hierauf, daß allein meine kurze Dienstzeit mich vor dem Arrest sicherte, und er mir aber in diesem Jahre keinen Urlaub mehr gewähren würde.

Wie froh ich war, diesesmal so gnädig davongekommen zu sein, brauche ich hier nicht zu erwähnen; in Folge dessen gab es aber auch am Abend eine tüchtige Freudenfeier bei Kirners, wobei wir vor lauter Vergnügen, ums Haar den Zapfenstreich verpaßt hätten. Hauptmann Krokisius wurde im Frühjahr zum Major befördert, und versetzt, und wir erhielten einen Herrn Hauptmann von Kirchbach, als Kompagnie-Chef. Ohne Urlaub harrte ich aus, tat schon während des Sommers abwechselnd Dienst im Bataillonsbureau unter Sergeant Adam, unserem Bataillonsschreiber, der nach dem Manöver in Civildienst trat.

Das Manöver wurde droben in der Seegegend, und in Hohenzollern-Sigmaringen, mir sehr bekannten Gauen, abgehalten.

Unser Feldwebel sah es ungern, daß ich Dienste im Bataillonsbureau verrichtete, und wenn es nicht um Leutenant von Werner, unserem Adjutanten gewesen wäre, so hätte er es durchgesetzt, daß ich nach dem Manöver nicht in das Bureau, als Nachfolger Adams gekommen wäre ; und nur aus dem Grunde, weil keine neue Sendungen jener pikanten Sachen aus der Heimat mehr an ihn gekommen sind, und er deshalb alle Sympatien für mich verloren hatte.

Ich erhielt immer den schlimmsten Wachtdienst in der Garnison; im Winter, bei jener starren Kälte, draußen auf den gottvergessenen Schießplätzen, und im Sommer auf den heißen Mauern des Zuchthauses. Doch auch diese Zeit verging; der Herbst kam, und wir machten uns fertig für den Marsch in's Manöverfeld.

Unser erstes Quartier bezogen wir gegen Mittag in einem idyllisch gelegenen Gehöft im Glottertal, und am nächsten Morgen gings hinauf durch die Berge nach St. Peter, einem ehemaligen Benediktinerstift, und jetzigem Priesterseminar des Bistums Freiburg.

Wir machten hier kurze Zeit Rast, und ich erinnerte mich, daß hier ein

Aulfinger, ein Verwandter von uns, Nicolaus Gihr es zu großem Ansehen und hervorragender kirchlicher Stellung gebracht habe.

Von St. Peter aus marschierten wir bei strömendem Regen, und mit gerolltem Mantel, über St. Märgen nach dem Tale des Eisenbachs, wohl eine der interessantesten Gegenden des Schwarzwalds, und hier in diesem herrlichen Gebirgstälchen bezogen wir unser zweites Quartier, und zwar schlief unsere ganze Kompagnie auf duftigem, knisterndem Bergheu in der Scheune des Wirtshauses in einsamer, hochgelegener Schwarzwaldgegend. Ich bezweifle, ob ich je besser geschlafen habe, als in jener Nacht auf dem Heuboden eines Scharzwälderbauernhauses.

Ueber die Höhenzüge marschierten wir am andern Morgen an Alt Urach vorbei, und gelangten über Hammereisenbach, einem ehemaligen k. k. Hammerwerke in das Bregtal nach dem mir so gut bekannten Dorfe Wolterdingen.

Mit dem Gefreiten Beck, einem linguistisch sehr gebildeten jungen Manne aus guter Familie, erhielt ich Quartier im Dachkämmerlein eines am Ende des Dorfes gelegenen kleinen Taglöhnerhäuschens.

Abends um 7 Uhr hatten wir Appell unter Oberleutenant von Stengel, und es stand uns demgemäß der ganze lange Nachmittag zur Verfügung. Nur anderthalb Wegstunden von der Heimat und den Seinen entfernt zu sein, ohne dieselben aufzusuchen, war für mich ein Ding der Unmöglichkeit.

Wir zwei zauderten nicht lange, warfen Tornister und Gewehr bei Seite, und fort gings, so rasch uns die Füße tragen konnten, über die Steige der lieben Heimath zu.

Nicht klein war die Freude und die Ueberraschung, die wir zu Hause verursachten,

Nachmittags gegen 5 Uhr brachte uns mein Bruder Julius in Begleitung meines Schwagers Binninger mit seinem Fuhrwerk in unser Quartier zurück, wo wir zusammen den Abend schön erleben wollten.

Doch unser Waibel von der 9. Kompagnie machte uns einen bösen Strich durch die Rechnung. Sein Quartier lag auf der nämlichen Seite des Dorfes, und er beobachtete Mittags, wie zwei Soldaten in aller Eile den Weg gegen Donaueschingen einschlugen, und nahm natürlich mich und meinen Kameraden Beck sofort in Verdacht. Mit seinen Späheraugen wartete er Abends auf unsere Rückkehr. Vorsichtiger Weise stiegen wir vor dem Dorfe aus, und eilten durch die Wiesen unserem Quartier zu, während Bruder und Schwager in der Krone einstellten, in derem weiten Hofraum der Appell abgehalten werden sollte.

Sofort meldete der Feldwebel unserem Leutenant, daß die Soldaten Keller und Beck ohne Urlaub den Bezirk verlassen hätten, worauf der gestrenge Herr uns beiden einen Strafappell in feldmarschmäßiger Ausrüstung, Abends 8 Uhr in der Wohnung des Feldwebels zudittierte, mit dem Bemerken, daß er das Vergehen dem Hauptmann meloen würde.

Wir packten Tornister, putzten Kochgeschirr, Uniform und Flinte, und fortgings zur besagten Zeit zum Feldwebel Riffel der 9. Kompagnie.

Wen wir aber in seiner Wohnung nicht trafen, war eben dieser; er tat dies natürlich absichtlich, um uns das letzte Stündchen zu verkümmern und zu vergällen, weil er dachte, wir würden längere Zeit auf ihn warten und so die Gelegenheit verpassen, mit Bruder und Schwager im Wirtshaus zusammenzutreffen.

Ich warf, nach dem Quartier zurückgekehrt, den Sack ab, und eilte, leider ohne Begleitung meines Kameraden Beck der Krone zu.

Beck grämte sich über den Vorfall, da er sicherlich erwartete, nach Schluß des Manövers zur Disposition beurlaubt zu werden.

Eine Arreststrafe, und diese blühte uns, würde natürlich ihm diese Freude verdorben haben, und die direkte Ursache eines dritten Dienstjahres gewesen sein. Vor der Krone fand ich das Fuhrwerk, in welches ich behutsam einstieg, mich im Wagen weit zurücksetzte, um nicht gesehen zu werden, und zum zweitenmal gings, wieder ohne Urlaub der Heimat zu. Bis spät nach Mitternacht blieben wir in trautem Familienkreise beisammen, worauf mein alter Vater und ich uns auf den Weg gegen Wolterdingen machten. Er begleitete mich bis auf die Höhe der Steige, wo ich mich von ihm verabschiedete, den steilen Weg hinunterschritt, und dem Bach entlang meinem kleinen Häuschen zueilte.

Es fing schon an zu tagen, als ich da ankam, und ich hatte mich zu eilen, um für den frühen Tagmarsch fertig zu sein, der uns durch meine Heimat, an dem schönen Wartenberg vorbei, nach dem Städtchen Geisingen führte, wo ich am Nachmittag mit Bruder, Schwester und Schwager zusammentraf.

Was doch die Jugend alles ertragen kann!

Von den Höhen des innersten Schwarzwaldes mit schwerem Tornister, Helm und Gewehr beladen, marschierte ich ohne eine Minute Schlaf gehabt zu haben, diese vierzig amerikanischen Meilen, legte während der Nacht und des Tages zweimal den Weg von meinem Quartier nach der Heimat zurück, ohne Müdigkeit zu verspüren. Heiter und glücklich verliefen die schönen, leider nur zu kurzen Stunden im Kreis der Meinen in den Wirtshäusern des netten Städtchens an der Donau.

Von Geisingen aus, das ich in meinen Kinderjahren beinahe allwöchentlich zu sehen bekam, marschierten wir über Möhringen, Tuttlingen, Beuron und Krähenheinstetten nach Mößkirch, wo die Brigadeübungen anfingen

Hier traf ich zum letztenmale mit dem Straßenmeister Hansjakob zusammen, den ich im Anfang dieser Schilderung erwähnt habe.

In der Nähe von Bodman, beim Ueberlinger See wurde das erste Bivouak abgehalten und ich hatte das Glück auf Vorpostendienst zu kommen. Es war schon Nacht, als wir auf einer waldigen Anhöhe unsere Gewehre zusammensetzten, und mit hungrigem Magen auf hartem Boden zur Ruhe uns legten.

Gegen 3 Uhr Morgens, als der Tag zu grauen begann, sahen wir aus dem Nebel den stillen Ueberlinger See auftauchen, den bald die Strahlen der aufgehenden Sonne silbern beleuchteten.

Es ist ein gottvoll Stück Erde hier oben am See, nirgends wohl sind die Matten grüner und die Wälder dunkler, zahlreicher die Dörfer und Weiler, und schöner die Burgen. Rauh, doch seelengut die biederen Menschen.

Wie schön bist du Bodman—, wie herrlich du Stammschloß der Fürstenberger, du reizendes Heiligenberg !

Bodman nannten die Römer Potamum; es ist ein alter, historischer Fleck in der deutschen Geschichte; schon Kaiser Karl der Große und Ludwig der Fromme urkundeten daselbst; später verpfändete Rudolph von Habsburg die alte Kaiserresidenz an den Ritter Hans von Bodman, dessen Geschlecht heute noch blüht.

Zu Ehren dieses Geschlechtes trägt der schöne See den Namen Bodmansee — Bodensee. —

Das herrliche Schloß Heiligenberg kam durch die Familie Werdenberg an die Fürstenberger; ein Graf Joachim von Fürstenberg baute in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts das gegenwärtige Schloß um, und errichtete den schönen Renaissancebau; es ist dies eines der schönsten Schlösser im Seebezirk.

In hohenzollernschen Gebieten gingen die Manövertage zu Ende; hier in einem Bauerngehöfte preußischer Herrschaft, hatten wir, ungefähr zehn Mann Quartier bei einem reichen, doch geizigen Landbewohner. Weder Brotbeutel noch Feldflasche wurde uns auch nur einmal von ihm gefüllt, trotzdem er reichen Vorrat im Keller und Kamin hatte. Nach unserem Abzuge aus seinem knauserigen Hause fand er nachher etliche Schultern und magere Rippstücken in seinem Rauchfange weniger, die ihm einer der Unserigen vor=

sichtig entwendete. Am Morgen, ehe ein Spezialzug unser Regiment nach der Garnison zurückbrachte, versammelte unser Hauptmann die Kompagnie im Halbkreise um sich, und teilte uns mit, daß er eventuelle Strafen, die sich etliche Leute während der Manövertage zugezogen hätten, in Folge guter Führung während der vergangenen strengen Zeit, erlassen werde.

Mein Freund Beck und ich atmeten freier und leichter.

Um die Mittagszeit fuhren wir an meiner Heimat vorbei, wo ich kurz meinen Bruder am Bahnhof begrüßen konnte, und gegen 9 Uhr Abends, unter dem Jubel der Bevölkerung, und mit klingendem Spiel hielt das Regiment Einzug in unserer schönen Garnisonstadt. Besonders die Mädels, die ihre Schätze wochenlang entbehren mußten, hatten sich mit freudestrahlenden Gesichtern, ihre Taschentücher schwenkend, herzlich an der Begrüßung beteiligt. Es geht diesen in puncto Liebe eben geradeso, wie man droben in meiner Heimat sagt: „Bei die Buben, bei die Maidli, bei den Viecherl'n im Wald, die Liab hat ja alleweil, den nämlichen G'walt."

Am anderen Abend machte ich mich sofort auf den Weg, meinen Bruder Franz und seine Familie draußen in der Vorstadt aufzusuchen, fand zu meinem Leidwesen aber aus, daß er inzwischen nach Kehl bei Straßburg verzogen sei.

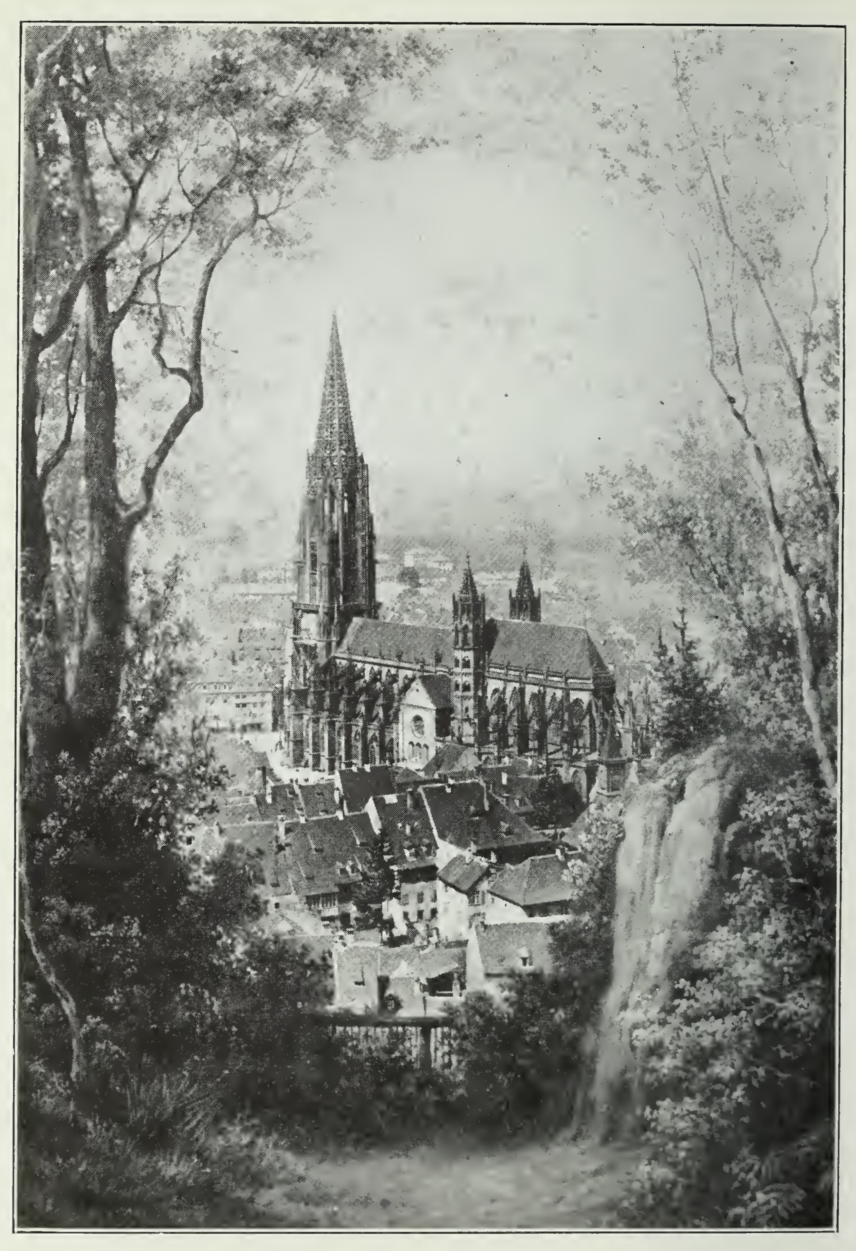
Während der Anwesenheit meines Bruders in Freiburg wurde ich mit der Familie eines Herrn Mayer bekannt, der Kustos eines Freimaurertempels war, und dessen einzige Tochter, eine blutjunge hübsche Wittwe, brav und gebildet, für mich Gegenstand besonderen Interesses wurde. Die schöne Emilie soll sich später wieder glücklich verheiratet haben.—

Kurze Zeit nach der Rückkehr vom Manöver wurde ich in das Bureau des Bataillons kommandirt, erhielt daselbst Wohnung und Ordonanz, und frohe Tage haben in jenem heiteren Kasernenzimmer an der Konviktgasse Einzug gehalten.

Im November reiste ich auf etliche Tage nach Hause, um der Taufe eines neuen Weltbürgers, des Julius Keller junior, im Fürstenbergerhofe beizuwohnen, wo es, wie gewöhnlich sehr fidel herging, und wo die Ankunft des neuen blonden Sprößlings gehörig gefeiert wurde.

Im zweiten Stock unseres Hauses wohnte seit etlichen Wochen ein neuer Steuerbeamter mit zwei hübschen Töchtern, und einer zukünftigen Schwiegertochter, denen ich natürlich schon kurz nach meiner Ankunft meine Aufwartung machte.

Im Laufe der paar Tage zeigte ich den jungen Damen die vielen Sehens-



Freiburg im Breisgau vom Schloßberg.

würdigkeiten der fürstlichen Residenz, und nur zu rasch sind die schönen Tage verflossen.

Eine lebhafte Korrespondenz mit der älteren der Töchter war die unmittelbare Folge meines Besuches, und die Ursache eines besseren Bekanntwerdens.

Die frohen Weihnachtstage und das schöne Neujahrsfest fanden mich schon wieder zu Hause, und ein großer Teil meiner Urlaubszeit wurde im Heime des neuen Steuerbeamten zugebracht.

Am Neujahrstage 1881 bei eisiger Kälte machten wir einen gemeinsamen Ausflug nach dem Nachbarstädtchen Hüfingen, und auf dem Wege nach Hause, trotz beißender Nachtluft und girrendem Schnee, hat ein zartes Band zwei Menschenherzen unauflöslich miteinander verbunden.

An Ostern, zum Geburtstage meiner Lotte, im Frühling, wo in der neu erwachten Gottesnatur Alles grünt und Blüten treibt, eilte ich hinauf in den Schwarzwald, wo ich am Gründonnerstag früh eintraf. Drunten im herrlich schönen Park, bei prächtigen Spaziergängen, und im Kreise lieber Menschen im Fürstenbergerhof haben wir zusammen die schönen Tage verlebt. Treffend passen hier die Worte eines Schweizers:

„Ein Ringlein, golden, mit blauem Stein
Am Finger nun trägt es die Liebste mein,
Blauschimmernd Steinchen, verkündet die Treu,
Hält Liebchens Liebe für immer mir neu!"

Neben meinem Dienst im Bureau des Bataillons, wurde ich einigemale in das Bureau unseres Zahlmeisters Fackler, und nach der Intendantur beordert, fand da aber bald aus, daß diese Karriere eine sehr langsame ist, und daß es jahrelang dauert, sich eine nur annährend passende, und sichere Lebensstellung zu erringen; ich fing deshalb an, weitere Pläne für meine Zukunft zu entwerfen, und mich auf eine Zivilstelle vorzubereiten, oder nach einer solchen Umschau zu halten.

Außer den prächtigen Spaziergängen, die ich in der einzig schönen Umgebung Freiburgs machte, suchte ich von jetzt ab wenig Unterhaltung und Zerstreuung; mein früherer Studienfreund und Stubenkamerad Fritz Schaller studierte in Freiburg, und mit ihm wanderte ich an Sonntagen hinauf nach der alten Stammburg der Zähringer, nach St. Ottilien, nach Loretto, hinüber nach dem idyllisch gelegenen Günterstal, nach Ebnet, Kirchzarten, Herderen, Hinterzarten und wie die schönen Orte alle heißen mögen.

Wie oft, in aller Frühe bin ich hinaufgeklettert auf den Schloßberg und habe hinübergeschaut nach dem Rhein und den Vogesen, oder hinaufgesehen zum Feldberg und den Schwarzwaldhöhen.

Und wenn hier oben die Dämmerung ihre zarten Schleier spannt, die kleinen Sänger im Gebüsch ihr Zwitschern verstummen lassen, wenn die stille Nacht langsam ihren Einzug gehalten, dann blitzen unten in der Stadt allenthalben Lichter auf, die wie glühende Kohlen durch die Dunkelheit funkeln, und von dem zum Himmel aufragenden Münsterturme erklingt es dumpf und sonor, zum Abendsegen mahnend.

Drüben in der Ferne, dem Westen zu, verschwinden abmählig die Konturen der Hügel des Kaiserstuhls und der Vogesen und vor uns unten im Tal durchziehen mit Windeseile Lichtfunken die Luft, das eilende Dampfroß.

„Die Bäume rauschen, es funkeln
Die Sterne ab und zu
Dort unten liegen die dunkeln
Häuser in stiller Ruh.“

Allmählig versinkt die Erde in völliges Dunkel, tausend Lichter flimmern in der Tiefe, und ringsum ist stille ewige Ruhe. Drunten in einsamer Kammer ruht sich der Müde aus, und der Sandmann huscht über all die blauen Kinderaugen die da unten in ihre Bettchen hineingekrabbelt.

Ueber uns ist Sternlein auf Sternlein aufgeflammt, und allüberall leuchtets und blitzt's am tiefblauen Himmel, und die Gedanken durchfliegen mit Windeseile die hohen Berge und die Wälder, und halten Einkehr droben im stillen Vaterhaus, unter dessen Dach so treue Menschenherzen schlummern.

Schön ist's hier auf dem Schloßberg, schön bist du liebe Stadt im Dreisamtal, herrlich sind ja die Berge und prächtig die Wälder, und doch plagt's Heimweh mich.

Der Sommer ging zur Neige, und die Vorbereitungen für das zweite Manöver wurden in Angriff genommen.

Dasselbe fand dieses Jahr im badischen Oberlande statt, und ich befand mich beim Stabe des Bataillons, und hatte mit wenigen Ausnahmen gute Quartiere, die wir in Mülheim, Staufen, Schliengen, Efringen u. s. w. bezogen.

Schon während des Sommers wandten wir uns im Civilwege an das Kommando des 14. Armeekorps um meine Entlassung aus dem Militärdienst,

die ich nach Schluß des Manövers erhielt, indem ich zur Disposition des Truppenteils gestellt wurde.

Sturm und Drang.

Am 9. September 1881 kehrte ich teils froh, teils schwermütig in die Heimat zurück, ahnend, daß schwere Zeiten meiner harrten.

In Villingen traf ich mit meinem Bruder Julius, seiner Frau, und mit meiner Lotte zusammen, und ein frohes Wiedersehen wurde gefeiert.

Ich übermittelte nun meine Schulzeugnisse dem Großh. Ministerium, und wurde auf Grund nachgewiesener Schulbildung am 26. November 1881 als Aspirant in den Dienst staatlicher Verwaltung aufgenommen.

Ich stellte die nötige Kaution und harrte nun meiner Einberufung.

Während dieser Zeit erhielt ich durch die Vermittlung des Direktors Kraenkel vom Gymnasium mehrere Schüler zugewiesen, denen ich griechischen und lateinischen Privatunterricht erteilte; ebenso bereitete ich mehrere Zöglinge aus benachbarten Ortschaften für die Quarta und andere Klassen vor, die alle ihr Aufnahmsexamen gut bestanden haben.

In unserer Fürstenresidenz gründeten wir ein Liebhabertheater, und gaben während der Wintermonate regelmäßig Vorstellungen, die jedesmal von Mitgliedern des Hofes, ja selbst vom Fürsten besucht wurden.

„Anna Liese", „Krieg in Frieden", „Der Wirrwarr", „Epidemisch" u. s. w. gingen flott über die Bretter.

Ein früherer Schauspieler und dessen junge lebensfrohe Frau, Julie, die draußen in der Josephs Straße ein Friseur- und Galanteriewaaren-Geschäft betrieben, waren die leitenden Geister dieses gemütlichen und interessanten Unternehmens.

Paul Wellenreuther war ein froher, heiterer und überaus netter Charakter, dem das Leben zur damaligen Zeit wenig Sorgen machte, dabei ein guter Gesellschafter, Gemütsmensch, und ein Mann, der fortschrittlichen, freien Idee'n huldigte. Wir lasen zusammen die „Freien Glocken" sowie „Das Menschentum", damals die besten Produkte in der Zeitungswelt, die freie Weltanschauung vertraten.

Auch das „Leben Jesu" von Renan hat uns beide gefesselt.

Es waren anregende Stunden, die wir zwei Freunde auf einsamen Spaziergängen droben auf dem Buchberg und im Park, oder auch in seiner Wohnung, erlebten. Gerne gehe ich im Geiste zurück in jene Tage, die mir bis heute in lieber Erinnerung geblieben sind.

Die Donauquelle.

Fastnacht kam inzwischen, und wie in früheren Jahren sollte es auch diesesmal eine besondere Aufführung geben. Ein amerikanischer Zirkus mit allem Klimbim und Zubehör war die Idee der diesjährigen Vorstellung.

Auf 15 Fuß hohem Seile vollführten mein Bruder Julius als Clown, und ich als spanische Tänzerin verkleidet, halsbrecherische Kunststücke.

Unser Freund Wellenreuther, ebenfalls als Clown hoch zu Pferd, versuchte in der Parade einen alten Gaul zu reiten, der Eigentum eines Wirtes aus dem Nachbardorfe Pfohren war.

Einige hundert Schritte vom Sammelpunkt unserer Parade entfernt, trabte unser Gaul, anstatt zum Cirkus auf der Solbadwiese, mit seinem Hanswurst auf dem Rücken, dem heimatlichen Stalle zu, und am Abend beim Hansellaufen sangen die Jungens:

Drauße in de Josephgaß,
Do wohnt en lustige Bua,
Wenn er will in Zirkus reite,
So reit' er Pfohre zua.
Narroo!

In meiner freien Zeit korrespondirte ich auch für etliche Zeitungen, schrieb einige kleine Abhandlungen, und beinahe jeden Nachmittag oder Abends, besonders wenn nach vorhergegangenen kränkenden Auftritten, das Herz mir zu brechen drohte, saß ich am stillen Plätzchen im Parke und versuchte in der Lektüre, beim Schreiben oder in stiller Betrachtung meinen Kummer zu vergessen.

So wurden mir gewisse Plätze in jenem stillen, herrlichen Park besonders lieb und vertraut; so jenes Hügelein am Schwanenweier, worauf das Standbild „Die Donau Mutter" erbaut ist, die Quelle der „Donau" darstellend, dann jene Bank in stiller Laube am Bach, wo Kalliwoda seine Ruhe genoß, dann jenes lauschige Plätzchen beim Denkmal der Galotti, oder die stille Bank beim goldenen Adler, und heute, nach so vielen Jahren, hier in Amerika fühle ich, als ob es erst gestern gewesen sei, daß ich durch die sandigen Wege zu einem meiner Ausruhnester geeilt wäre, und dann immer muß ich an die herrlichen Verse denken, die uns Heinrich Heine hinterlassen hat:

„Manchmal ist mir als fühlt ich wehen,
Ueber dem Haupt die deutschen Eichen,
Ein Flüstern gar, von Wiedersehen,
Das sind nur Träume, die verbleichen.



Pfaueninsel.

Manchmal ist mir als hört ich singen
Die alten deutschen Nachtigallen,
Wie mich die Töne sanft umschlingen!
Das sind nur Töne, die verhallen.

Eines schönen Tages, drüben im fernen Amerika, allein in meiner lieben Klause, kehrten meine Gedanken zurück zur Stätte meiner Studienzeit, zu meinen Freunden in der Joseph Straße und im Kaffeewinkel zum Park mit den stämmigen Eichen und zu den mir einst so vertrauten Plätzchen, und einige kleine Verse sind an jenem winterigen Sonntag Nachmittag zu Papier gekommen.

Erinnerungen an den Park "Ad fontes Danubii"

Ich träum', ich seh' die Eichen wieder,
Im Geist' seh' ich der Rosen Fülle,
Ich lausch der lieben Vöglein Lieder,
Betracht' der Schwäne stolz Gefieder,
Und fühl' so wohl so traut in dieser Stille.

Welch' herrlicher Platz dort am Donauquell,
Wo's Wasser so frisch und so klar,
Entsprudelt dem sandigen Boden schnell,
Und über dem Wasser krystallenhell,
Erhebt sich die Göttin der Baar.

Am Teiche seh' ich ein Bild von Stein,
Wie die Kunst es nur bringt zu Weg,
Es soll der Donau Mutter sein,
Mit ihren beiden Kinderlein
Der kleinen Brieg und Breg.

Den Fischturm erkenn ich am schattigen Ort,
Den übergitterten Weiher dazu
Das Galotti-Denkmal erspäh ich dort
Und weiter an jenem idyllischen Ort
Kalliwoda, einst pflegte der Ruh.

Die sandigen Pfade durcheile ich wieder,
In Zügen genieß ich die köstliche Luft,
Beim goldenen Adler dort laß ich mich nieder,
Gestärkt wird der Geist, gekräftigt die Glieder
In solcher Natur, solch' würzigem Duft.

Wo die Luft ist so kräftig, die Wasser so klar
Und Frieden lispeln die Blätter der Bäume,
Stolz segelt im Teiche der Schwäne Schaar,
Wie schön bist du Heimat, o herrliche Baar,
Doch leider sind Träume nur Schäume.

Der zweitälteste Sohn unserer Familie lebte schon seit 1866 in Amerika, und der älteste Bruder Franz, dem das Glück im alten Vaterlande nicht mehr hold werden wollte, siedelte mit seiner Familie Anfangs des Jahres 1881 ebenfalls nach der freien Republik über.

Mit beiden stand ich schon in Freiburg im Briefwechsel, und von Monat zu Monat begeisterte ich mich mehr und mehr für den Freiheitsstaat.

Ungeduldig harrte ich immer noch meiner Einberufung in den Staatsdienst, und auf wiederholte Anfrage beim Ministerium, wurde mir nichts Bestimmtes mitgeteilt.

Da die leidige Hetzerei in unserem Hause von Tag zu Tag schlimmer, und die Zustände demgemäß unerträglicher wurden; da man Nichts unversucht ließ, unser Verhältniß zu zerreißen, und selbst von bitterem Unrechttun nicht zurückwich, und da ich des langen Wartens und des Haders müde wurde, so entschloß ich mich, vom Ministerium zwei Jahre Urlaub zu erlangen, und drüben in Amerika, das schon so Vielen eine Heimstätte gegeben, mein Glück zu suchen. Unser Herzenswunsch wurde, trotz aller Widerwärtigkeiten, doch zur Tat, und die Reise nach dem fernen Westen in kurzer Zeit schon angetreten.

Noch einmal wanderten wir zwei hinauf zu unserem bemoosten Alten, dem schönen Twiel, es war wieder an Pfingsten und zwar am 28. Mai des des Jahres 1882 um dort Abschied zu nehmen von der Stätte einstigen Glücks, und Kraft und Mut zu holen für die Zukunft.

Wenn Sorgen des Menschen Herz beklemmen, wenn Kummer Weh' und Sehnsucht am Herzen zehren, dann sucht er Trost und Ruhe in der Erhabenheit des Schönen, vergißt beim Schauen in die Herrlichkeit der Natur, wie's drinnen im Herzen kocht und tobt, wie's an der Seele frißt und nagt.

Am 11. Juli 1882, es war gerade Mittag, nahmen wir mit unserer kleinen Habe, **"omnia mea mecum porto,"** Abschied von Eltern, Freunden und den Geschwistern, das letzte „B'hüt Gott" habe ich unserem treuen Bäsle entboten, und zwei junge Menschen, unerfahren mit des Lebens Trug und Tücke sind hinausgezogen in eine fremde Welt um dort unter Fremden den Kampf um's Dasein aufzunehmen. Und als das Dampfroß auf der Fahrt nach dem großen Freiheitsstaate uns an meinem Lieblingsberge vorbeitrug und ich einen letzten Blick zu den massigen Ruinen emporwarf, überkam mich ein Weh', wie ich zuvor es nie empfunden.

Es giebt ein Gefühl in der menschlichen Brust, das wemütiger macht, als jeder andere Kummer, ich möchte es Mitleiden mit uns selbst heißen, es übermannt uns, wenn wir am Grabe zerstörter Hoffnungen, in jene Zeit zurückgehen, wo die Zukunft uns rosig vor Augen lag, und uns ein glücklich Leben zu blühen schien.

Unbeweglich hafteten meine Augen an dem schwarzen Koloß, ich durchlebte im Geiste all die Jahre wieder, ich erinnerte mich des Glückes der Jugendzeit, und auch der Sorgen der letzten Monde, ich ließ sie vorbeiziehen, vor mir im Geiste all' die schönen Bilder der gottbegnadeten Gaue zwischen „Donau und Rhein", und unwillkürlich rollten salzige Kügelein über die Wangen, und ich stammelte die Worte:

„O Heimatland, wie bist du schön,
Glück auf! Ein frohes Wiederseh'n."

Glück auf dir, junges Paar, auf daß es dir wohlgeh' in der Fremde; möge dir die neue Heimat Jenes schenken, was die Alte dir nicht gab, und möge das neue Vaterland nicht minder dir dein Herz bewegen, wie das alte es bewegt für immer!









